XIV. Jahrg. Berlin, den 25. August 1906. Nr. 47.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Augustalien	271
Pascal. Von Lew Tolstoi	282
Das Weltgefüge. Von Karl Jentsch	288
Iränzchen. Von Franziska Mann	295
Fernand Khnopff. Von Theodor Duse	299
Chile	303

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger,**
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
An- und Verkauf von Grundstücken
9—4 Uhr.

The Cleopatra Cigarette Company Cairo
General-Vertreter für Deutschland
FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf
Uhland-Strasse 138/9.
Fernsprecher Amt Wilmersdorf No. 652.

Selzer Laurenze & Co., Hofl.

Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. Selzer Gesundheit.
= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.
General-Vertretung:
C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause,** Schöneberger Ufer 23.
Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346.
Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.
Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Berlin, den 25. August 1906.

Augustalien.

Unter den Nachrichten, für die das wunderliche Rubrum „Lokales" erdacht ward, fand ich am neunzehnten Augusttag eine, die für ein Weilchen zu denken gab. Die Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg-Schwerin, las ich, sei aus Gelbensande in Berlin angekommen. Morgens. Niemand zum Empfang am Bahnhof. Bis gegen Mittag Aufenthalt im Hotel Bristol. Fahrt nach Potsdam, um die Tochter, den Schwiegersohn, den Enkel zu sehen. Nachmittags ungeleitet nach Gelbensande zurück. Plaignez le sort d'Anastasie! Als Brautmutter hatte Anastasia Michailowna, im Juni 1905, im berliner Schloß gewohnt; doch vergebens die Besuche der hohen Verwandten erwartet. Der Kaiser, hieß es, hat als ihr Tischherr kein Wort mit ihr gesprochen. Und gleich nach der Hochzeit sah sie, noch am selben Abend, sich genöthigt, für den letzten Tag ihres Aufenthaltes aus dem Schloß ins Hotel umzuziehen. Seitdem war sie von ihrer Tochter getrennt. Betrat die Wochenstube nicht. Sah den Enkel erst im zweiten Lebensmonat. Eine Stunde. In Potsdam war für sie kein Raum: sonst hätte sie nicht ein berliner Absteigequartier gewählt. Wenn Aehnliches unter Privatleuten geschähe, würde die Nachbarschaft glauben, die Familien stünden schlecht mit einander. Wer die Braut willkommen geheißen hatte, mußte auch ihrer Mutter die Position einräumen, die ihr gebührte. Ernste Männer, nicht nur Salonhandarbeiterinnen, hätten die Köpfe geschüttelt. Auf der Menschheit Höhen ists anders. Das Milieu bestimmt Sitte und Sittlichkeit. Im Privatleben müßte die distanzirte Schwieger den Verkehr mit der Familie des Eidams abbrechen. Wo sichs um Dynastien handelt, wird der Vorgang kaum auffällig gefunden. Ich erwähne ihn, weil er einen wichtigeren verstehen hilft. Vor zwei Jahren war König Eduard von England in Kiel. Die Offiziösen betheuern jetzt, er habe damals die Absicht gehabt, „in Berlin seinen offiziellen Antrittsbesuch abzustatten," und nur auf Wunsch des Kaisers sei Kiel als Ort

der Begegnung gewählt worden. Glaubt Ihrs? Daß der Neffe dem Onkel den Ort der Begegnung vorschreibt? Einen hohen, empfindlichen Gast bittet, doch lieber nicht ins Haus zu kommen? Daß dem Kaiser, dem Kanzler, nach dem Aprilvertrag, der die franko-britische Verständigung eingeleitet hatte, Eduards offizieller Besuch in Berlin nicht viel angenehmer und werthvoller gewesen wäre als ein Rendezvous in Kiel? Allerlei lasen wir damals. „Noch nie hat Deutschland eine solche Nachfrage nach Glühlampen erlebt"; denn alle Kriegsschiffe werden illuminirt. Die Berathung des Ansiedlungsgesetzes für die preußische Ostmark mußte vertagt werden, weil die Minister bei den Hauptfesten der Kieler Woche unentbehrlich waren. „Die Leibcompagnie des Ersten Garderegimentes geht von Potsdam nach Kiel, um an der Holtenauer Schleuße Aufstellung zu nehmen." „Auf dem Deck der ‚Hohenzollern', das in einen feenhaften Wintergarten verwandelt wurde, ist ein Springbrunnen angelegt worden. Wundervoll ist namentlich auch der Rauchsalon dekorirt. Er stellt eine Grotte dar, die blaue Glühlichter magisch beleuchten; ein Wasserfall ergießt darin seine Kaskaden und speist einen farbig beleuchteten Springbrunnen". „Der hier eingetroffene Chef des Preßbureaus ist unermüdlich bestrebt, den Berichterstattern ihre Aufgabe zu erleichtern. Die Presse wird in diesen Festtagen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Der Reichskanzler hat selbst Verfügungen nach dieser Richtung getroffen." Und so weiter. Keine Silbe aber über die immerhin beträchtlichere Thatsache, daß der Onkel nur auf Wunsch des Neffen nicht in die Reichshauptstadt gekommen sei. Keine; trotzdem von allen Seiten gefragt wurde: Warum kommt er nicht endlich nach Berlin? Laut und lauter wurde so gefragt; und oft angedeutet, nächstens werde er kommen. Antwort: er denke gar nicht daran. Und nun lesen wir, die Behauptung, er sei den offiziellen Besuch bisher schuldig geblieben, sei „ein alter Irrthum"; er wäre schon 1904 nach Berlin gekommen, wenn der Kaiser nicht abgewinkt hätte. Glaubt Ihrs? Ich bin überzeugt, daß der alte Irrthum nicht erst jetzt berichtigt worden wäre. Dafür hätte der Chef des Preßbureaus schon 1904 in Kiel gesorgt. Wie aber sprach dort King Edward? „Das Interesse für den Segelsport zog mich hierher". Nicht die Sehnsucht nach dem Neffen, nicht die Absicht, eine Höflichkeitsschuld abzutragen, noch gar der Wunsch, politische Angelegenheiten zu bereden. Die Legende vom „alten Irrthum" ist, dünkt mich, erst im Taunusland jetzt ersonnen worden.

Dahin ist Eduard gekommen. Nicht nach Berlin. Nicht als Gast des Kaisers. Zwei Jahre lang hat er gegen alle Sirenenrufe das Ohr verstopft. Auf alle Lockungen geantwortet: Fällt mir nicht ein! So brüsk, daß Europa aufhorchte. Er fuhr durch Deutschland nach Böhmen, durch Deutschland wieder nach Haus: und sah den Neffen nicht. Fuhr hinter ihm durchs Mittelmeer: und sah ihn nicht. Sprach vor Fremden, vor Feinden Deutschlands mit der

äußersten Schroffheit über ihn. (Die Hammänner sollen ihre Dementis sparen; die bittersten Worte sind verbürgt.) Bemühte sich, leider mit Erfolg, dem Deutschen Reich alle Wege ins Weite zu sperren. Zeigte, daß er die Freundschaft Franz Josephs der Wilhelms vorzieht. Seine Tochter wurde just krank, als sie vom Kaiser zu Tisch geladen war. Sein Bruder, der Mann einer Prinzessin von Preußen, mußte in Holtenau durch Ueberrumpelung gezwungen werden, den Kaiser zu begrüßen. Marokko, Egypten, Südwestafrika, Abessinien: thut nichts. Immer wieder wurde der Wunsch wahrnehmbar, den Herrn Oheim bei uns zu sehen. Wie wars zu machen? Für Berlin oder Wilhelmshöhe war er noch nicht zu haben; überhaupt nicht für einen Besuch, den die Haruspices deuteln könnten. Doch vielleicht für eine kurze, anodine Begegnung?.. Ein Pfiffikus erspähte ein Thürchen, das der Sprödeste, ohne sich zu Haus oder im festländischen Westen übler Nachrede auszusetzen, benutzen konnte. Prinzessin Margarete von Preußen, die Schwester des Kaisers und Frau des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, lud den Bruder und den Onkel ins ererbte Schloß Friedrichshof. Das war, auf der Fahrt nach Marienbad, bequem. Auch der Neffe mußte ja reisen, um des Onkels Hand drücken zu können; auch er war in Friedrichshof Gast. Der Brite konnte lächeln. Zur Silbernen Hochzeit des Kaisers, zur Hochzeit des Kronprinzen war er nicht gekommen. Hatte uns der Brunnenvergiftung geziehen, jeden unserer Schritte verdächtigt, uns überall Feindschaft geworben, das Haupt unseres Reiches verspottet und offen brüskirt. Jetzt war er in der Gebelaune; weil er das erste Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. Brauchte den oft (und nicht ihm allein) ausgesprochenen Bitten sich länger nicht zu versagen. Was heischte man denn? Daß er seine Reise für vierundzwanzig Stunden unterbreche, bei einem netten Prinzenpaar wohne und speise und dort mit dem Neffen plaudere. Wenn damit, nach allem Geschehenen, die Deutschen zufrieden sind, darf der cockney sie sicher nicht mehr anmaßend nennen. Sind sie zufrieden? In Giolittis Tribuna wurde unsere emsige Werberarbeit, unsere Bescheidung verhöhnt; stand der Satz: „Der von Deutschland so innig erflehte Tag ist endlich erschienen!“ Wer den Zeitungen glaubt, mußte zu solchem Urtheil gelangen. Keine Stimme sprach laut gegen die Zusammenkunft. Keine rieth, den lieben Onkel seinen Weg gehen zu lassen, bis er selbst, ungebeten, unerfleht, den Wunsch äußern werde, auch in Berlin einmal das Handwerk zu grüßen. Doch bildet Euch, Briten, Franzosen, Italiener, Yankees, nicht ein, weil Ihr deutsche Zeitungen lest, sei Euch die Stimmung der Deutschen bekannt. Im Gedächtniß der Urtheilsfähigen lebt der Tag von Friedrichshof nicht als ein national erfreuliches Datum.

Was wir lasen, war allerliebst. Trotzdem Eduard nicht ihn, sondern die Hessen besuchte, war der Kaiser zum Empfang auf dem Bahnhof. In der

Uniform der Reitenden Jäger, mit dem Stahlhelm auf dem Kopf. Der Erste Gentleman des Vereinigten Königreiches im grauen Reiseanzug. Die Begrüßung natürlich „ungemein herzlich". Ob nur der Neffe dabei den Onkel oder auch der Onkel den Neffen auf beide Wangen geküßt hat? Die Angaben schwanken. In dubio erinnern wir uns des harten Wortes, das Lagarde einst über „Küsse unter Männern" sprach. Besichtigung von Denkmalen, Fahrt nach Homburg, auf die Saalburg, Mahlzeiten, an denen zwei Dutzend Menschen theilnahmen, Konzert. Alles im Laufe von vierundzwanzig Stunden, von denen zwölf dem Schlaf und der Toilette gehörten. Allzu lebhaft kann, nach zweijähriger Trennung, Eduards Drang nach intimer Aussprache nicht gewesen sein. Nach dem Frühstück aber wurde auf der Schloßterrasse „im Ton leichter Konversation über die schwebenden Fragen gesprochen." Im Lokalanzeiger stands; und Scherls Vertrauensmann telegraphirte nur, was oben gewünscht ward. Telegraphirte Mittwoch: „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute abends der Meinung, daß sie Vortheile bringen wird." Und Sonnabend: „Egypten und die Bagdadbahn sind mit keinem Wort erwähnt worden. Die cronberger Entrevue hat auf ganz anderem Gebiet materielle Fortschritte gebracht." Glaubt Ihrs? Den König begleiteten ein londoner Sekretär und sein berliner Botschafter; der Kaiser hatte die Herren von Tschirschky und von Rücker-Jenisch herbeigerufen, zwei Neulinge im Diplomatengewerbe. Auf der Terrasse saßen neben den Monarchen die Herren Lascelles und Tschirschky und das Digestivgespräch dauerte fast eine Stunde, nicht viel länger als eine der Riesencigarren, die der Kaiser nach Tisch zu rauchen pflegt. Remember that time is money, hat Franklin, der Sohn eines Briten, gesagt. Daß in einer Verdauungstunde aber Beträchtliches erledigt worden sein soll, ist nicht leicht anzunehmen. Doch wir sollten glauben. „Während der Abendtafel tranken die Monarchen einander zu. Der Abschied war noch um einige Grade herzlicher als die Begrüßung. Bei der Abfahrt riefen beide Monarchen: Au revoir!" Nun muß sich Alles, Alles wenden. Dann kam der durchlauchtige Kanzler aus Norderney und wir vernahmen von wichtigen Konferenzen. Und schließlich kam die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und sprach: „In zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen (achtet mir hübsch auf den Plural!) sind auf Schloß Friedrichshof auch die großen Fragen der Politik erörtert worden und wir wissen, daß Dies in einem Geist geschehen ist, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte." Die alte Kindergeschichte. Warte nur: balde wird auf die homburger Höhe ein neuer Markstein gesetzt.

Vor zwei Jahren, bevor Eduard nach Kiel kam, schrieb ich, er mache, wie mans voraussehen konnte, seine Sache besser als andere Potentaten. „In

sein erstes Herrscherlustrum fiel die Eroberung Südafrikas und die Verständigung mit Frankreich. Zwei Ereignisse, von denen man noch reden wird, wenn alle seit 1890 im Deutschen Reich gesetzten Marksteine längst übers Häuflein geweht sind. Jetzt geht er nach Kiel. Wieder schlau. Deutschland soll glauben, der Kanalvetter liebe es immer noch zärtlich, und nicht, weil es sich isolirt fühlt, allzu dicht an die Reussen heranrücken. Zwischen Suppe und Eis ließe sich dann über Rußlands Verhältniß zum Zweibund der Westmächte reden". Vielleicht bekam während dieses Gespräches das Glas den Sprung, den scharfe Augen schon damals sahen. Ueber Rußland ist auch auf der Historienterrasse sicher geredet worden. (Parenthese. Die Meldung, der Kaiser habe den Grafen Witte nach Wilhelmshöhe geladen, sollte man schnell dementiren. Solche Einladung würde den armen Nika, dem Sergej Juliewitsch der Schwarze Mann ist, nicht erfreuen, den mageren Kredit des Ministeriums Stolypin noch mehr schwächen und die Möglichkeit schaffen, bei der nächsten new departure der Petersburger auf den Deutschen Kaiser wieder als auf den Instigator zu weisen. Das erste Gebot politischer Klugheit ist jetzt: zu thun, als sei man gar nicht an den russischen Dingen interessirt. Jeden denkbaren Fehler braucht selbst Fürst Bülow ja nicht zu empfehlen.) Unverbindliches. Austausch der letzten Nachrichten. Ist das Heer zuverlässig? Wirds bei der Rekrutenaushebung nicht neue Revolten geben? Konventioneller Ausdruck der Hoffnung auf den Sieg der Staatsgewalt. Bedenken, ob die jähe Demokratisirung des Ostens nicht üble Folgen haben könne. Dann gewiß auch über Abd ul Hamid. Ungefährliche Nierengriesbildung oder Pyonephrose? War wirklich nur der Wurmfortsatz einer Prinzessin der Anlaß, Bergmann nach Konstantinopel zu rufen? Lange läuft der Khalif wohl nicht mehr. Daß durch einen Thronwechsel die Ordnung ernstlich gestört wird, ist aber nicht zu fürchten; und versuchens die Jungtürken, dann haben die Großmächte leichte Arbeit. Kreta: rühret nicht daran; so lange es irgend geht. Die holländische Erbfolge: Der Mecklenburger muß sich noch einmal bemühen. Liegts denn an ihm oder ists ein Vermächtniß von ihrem Vater? Und die Anarchisten (denen England Obdach gewährt und die gegen die Braunschweig-Lüneburger drum nichts unternehmen): horrible, most horrible! Noch einen Tropfen Kaffee? In Abwesenheit meiner Schwester muß ich die Wirthspflicht erfüllen. „Danke... Und daß in Abessinien Alles so glatt zu gehen scheint, ist doch schön. Habe schon mit Count Metternich, als er mal nicht auf dem Lande war, darüber gesprochen. (Höchst angenehmer Mann übrigens; ganz mein Typ. Der und Prince Radolin: wir haben nichts Besseres zu versenden.) Der Gedanke der Expedition kam wohl nicht von ihm, trotzdem er ihr seinen Dritten Sekretär an die Tete warf. Rosen + Eulenburg, für das Wirthschaftliche ein Kommerzienrath: alle Achtung! Wunderlich war die Idee aber.

Coates, Euer Manager in partibus infidelium, sorgte in Dschibuti ja ganz gut für Euch und warnte nicht ohne Grund vor überhasteten Versuchen. Menilek ist 1894, als er den Franzosen den Bau der Bahn Dschibuti-Addis Abeba konzedirte, tüchtig übers Ohr gehauen worden. Les affaires sont les affaires. Natürlich wurde gestohlen und die Verwaltung war so miserabel, daß die Bahn nicht über Harrar hinausgekommen wäre, wenn die pariser Regirung nicht mit fünfundzwanzig Millionen nachgeholfen hätte. Heute kann man ja offen drüber reden. Wir hatten dem guten Menilek die Augen geöffnet; ihm auch gesagt, die von der Regirung subentionirte Gesellschaft sei nicht mehr die selbe, der er die Konzession gegeben habe. Ihn zum Veto gedrängt; und inzwischen, wie einst beim Suezkanal, uns für alle Fälle die Mehrheit der Aktien gesichert. Abessinien stand ja auf der Liste der Differenzpunkte, die Hanotaux dem Foreign Office eingereicht hatte: also mußten wir vorsorgen. Ein Feuerchen, das da entstand, konnte uns den Aprilvertrag, der die entente mit Frankreich bewirken sollte, versengen. Sehr freundlich, daß Ihr uns diese Furcht vom Hals nahmt. Der Handels- und Freundschaftvertrag, den Eure Expedition heimbrachte, ist, mit seiner auf zwei Artikel vertheilten Phraseologie, ja ziemlich werthlos; war für uns aber unschätzbar. Weißt Du, William, daß die zwölf Riesengardisten, die Du dem Mr. Rosen mitgabst, nicht ganz so gute Figur gemacht haben, wie man hoffen durfte? Der lange Garde du Corps, den Du auf der Fahrt nach Jerusalem bei Dir hattest, erregte, hoch zu Esel, ja auch meist Heiterkeit. Diese preußischen Goliaths sind nicht qualité d'exportation. Sie leiden furchtbar unter der Hitze und passen nicht auf Kamele und Esel. Der Weg von Harrar nach Addis Abeba, Menileks Feldlager, hat mit der Döberitzer Heerstraße nur sehr geringe Aehnlichkeit. Obendrein kam Einem Eurer Leute der Einfall, die Zwölf als Sicherheitwache zu frisiren. Menilek wüthete; glaubte (vielleicht einem französischen Souffleur), Ihr wolltet ihn einschüchtern. Den Negus Negesti, der über dichte Reiterschaaren, über sechzigtausend mit Mausergewehren bewaffnete Bergschützen verfügt und dessen Adjutanten sich aus den Hoden der bei Adua lebendig gefangenen italienischen Offiziere Halsketten gemacht haben. (Einen Fingerhut voll Cherry Brandy. Danke tausendmal.) Die tragen sie heute noch als höchste Kriegerzier. Der Mann selbst dünkt sich über uns Alle erhaben. Kaiser von Abessinien, König von Aethiopien, nie besiegter Löwe aus Judas Stamm, parbleu! Als der Herr Doktor Rosen sich vor ihm verneigte, blieb er sitzen; vielleicht, weil er einen Stammverwandten witterte? Blieb sitzen, als der Vertreter des Deutschen Kaisers ihm ehrfürchtigen Gruß entbot. Ein noch nicht erlebtes Schauspiel. Meinem Gesandten thats in der Seele weh. Die Franzosen und Italiener schmunzelten. Zu retten war die Sache nur noch, wenn Ihrs Euch was kosten

ließet; denn der Löwe nimmt, was er kriegen kann. Das Bankengeld brauchtet Ihr damals aber für Marokko; um die berühmten ‚deutschen Interessen‘ zu schaffen. Für Abessinien blieb nicht viel. Nur gerade genug, um den Dr. Enno Littmann von der Princeton University, der im Auftrag amerikanischer Maecene friedlich nach äthiopischen Antiquitäten grub, mit hohem Lohn für Eure Staatsgräberei anzuwerben und gegen Weihnachten 1905 einen Geschäftsträger nach Addis Abeba zu schicken. (Ists wahr, daß der Reichstag nicht erst um die Bewilligung der Kosten ersucht wurde? Das dürften wir nicht wagen.) Alles nicht umsonst, aber vergebens. Auch die zweite Expedition, an deren Spitze, statt der Riesen, eine Hebamme marschirte. Risum teneatis? Jetzt wurde es Zeit pour Bibi. Euer Handelsvertrag hatte den Franzosen gezeigt, wie nützlich ihnen eine Verständigung mit uns werden müsse. Allmählich kamen wir so zu dem wünschenswerthen agrément. Im Juli haben wir Drei, Briten, Franzosen, Italiener, das abessinische Abkommen unterzeichnet. Kollege Menilek hat zwar noch nicht zugestimmt und kann uns, in den Tagen der äthiopischen Bewegung, erhebliche Schwierigkeiten machen. Aber wir beherrschen die Zufahrtstraßen, können warten und einstweilen mindestens dafür sorgen, daß keine vierte Großmacht im Reich des Negus mitreden darf. Immerhin schon Etwas; nicht wahr, Herr von Tschirschky? Das Abkommen ist Ihnen von Rom aus offiziell mitgetheilt worden und jedes Wort darin ist so vorsichtig gewählt, daß Sie diesmal keinen Angriffspunkt finden werden. Drei gegen Einen, William! Ich glaube, eine Reise nach Addis Abeba würde noch weniger lohnen als die Landung in Tanger; und möchte auch von einer neuen Konferenz abrathen. Doch Ihr habt ja selbst schon erklärt, das agrément bedrohe kein deutsches Wirthschaftinteresse. Ganz einverstanden. Ohne diese loyale Erklärung wäre ich nicht in der Lage gewesen, mir das Vergnügen dieses Plauderstündchens im Schloß der seligen Vicky leisten zu können.“

So könnte Eduard geredet haben. Der den Verzicht auf eine der im alten Aethioperstaat abzugrenzenden Einflußsphären, auf die nahe Möglichkeit einer Expansion nach Abessinien mit vierundzwanzigstündiger Fahrtunterbrechung gewiß nicht zu theuer bezahlt findet. Was bliebe noch? The mousetrap im Haag. Der eifernde Wunsch, die Rüstungen so einzuschränken, daß Britania im Wogenreich ihren Vorsprung behält. Das ist ein Kapitel für sich; und soll heute nicht aufgeblättert werden. Würde aber zu den norddeutschen allgemeinen Redensarten von der „Förderung der Festigung des europäischen Friedens“ stimmen. England hat für die nächste Zeit in der internationalen Politik keinen dringenden Wunsch durchzusetzen, hat fürs Erste so ziemlich Alles, was Menschenbegehr, und ruft uns den Kehrreim aus Goethes Nachtgesang zu: „Schlafe! Was willst Du mehr?“ Thun wirs, bescheiden

uns, halten uns ruhig, dann wird das Syndikat des Westens uns weiter nicht belästigen und wir brauchen nicht mehr, wie in den dunklen Tagen der Thronrede, über arge Verkennung unserer Absicht zu stöhnen. Für uns wäre es jedenfalls weniger beunruhigend gewesen, wenn Onkel und Neffe, wie andere Kronenträger, nur gleichgiltige Dinge beplaudert hätten. Auf der Terrasse hatte kein Horatio die Wache; und dem royal merchant war in Friedrichshof kein Deutscher gewachsen. Wir werden bald erkennen, ob wirklich ein neuer Weg gefunden oder den Gaffern nur Sand in die Augen geworfen ward. Früher pflegte man solchen Zusammenkünften offiziell jede politische Bedeutung abzusprechen; weil die Nachbarschaft nicht aufgescheucht werden sollte. Jetzt heißts officiosissime: Bedeutsam! Höchst bedeutsam! Und nach ein paar Monaten erst erfährt ringsum dann die Neugier, daß nur Wasser aufgekocht worden ist. ..Doch Martial mahnt, von Mithridates zu den Ziegen zurückzukehren. Wäre unter Privatleuten, nach allem Vorangegangenen, diese Begegnung möglich gewesen? Sicher nicht. Herr Müller hätte verlangt, Herr Schulze solle mit schwarzem Rock und Cylinder zu ihm kommen, revoziren und depreziren. Auf der Höhe weht anderer Wind. Wer denkt noch an „Willys Spielzeug", an die Baccaratspätze, den schlesischen Aerger, die zoologischen Vergleiche, das Hohnwort von der Begierde, die das Vermögen so lange überdauert? Alles verjährt. Mißverständnisse nennens die scriptores augustae historiae.

...Herr Bernhard von Bülow, dessen Wappen jetzt der Fürstenhut ziert, hat sich, obwohl er nicht im Purpur geboren ward, schnell in die auf der Menschheit Höhen heimische Sitte geschickt. Ihr zweifelt? Drei Beispiele sollen Euch überzeugen. Träumt Euch in den Mai des Jahres 1901 zurück. In den Mai der Kruppkanalvorlage (von deren beglückender Herrlichkeit wir übrigens schon lange nicht mehr viel hören). Der Vicepräsident war dem Präsidenten des preußischen Staatsministeriums lästig geworden. Graf Bülow glaubte, mit Herrn Johannes von Miquel fortan nicht mehr hausen zu können. Der Kollege war ihm in der Presse zu unbeliebt, zu sehr im Geruch hexenmeisterlicher Kunst, in allen preußischen Angelegenheiten wohl auch an Erfahrung zu weit voraus. Der Kanal? Den hätte, nach der unentbehrlichen Anstandspause, der schlaue Johannes rascher durchgebracht als irgend ein Anderer. Dann wäre er noch für ein paar Jahr sicher im Sattel gewesen; und konnte in einer Reichsfinanzreform, die nicht dem Siebenmonatkind des großen Stengel glich, eine letzte Probe seiner Leistungfähigkeit geben. Dahin durfte es nicht kommen. Lieber bis in den Spätherbst das Kanalwasser zurückhalten. In der Wilhelmstraße giebt man sich alle erdenkliche Mühe, die Presse gouvernemental zu stimmen; und muß täglich doch böse Artikel lesen, die nur der Kastanienwaldmann verschuldet hat. Kann nicht länger geduldet werden. Die Zeit Johannis ist um. Er

ist der Mann der Steuerreform, das stärkste politische Talent, das nach Bismarck in Deutschland erwuchs; der jüngere Kollege könnte offen mit ihm sprechen und ihm wenigstens die Möglichkeit lassen, seinen Abgang nach eigenem Willen zu inszeniren. Wer weiß aber, ob der Wunsch dann erfüllt wird? Stille Mittel sind sicherer. Jedes Wort, das der seit der Kindheit stets Unvorsichtige sprach, wird ans Licht gezerrt und jedesmal gönnt die Oeffentliche Meinung sich dann eine Hatz. Verkehrt er nicht intim mit den hitzigsten Gegnern des Kanals? Hoffen die Agrarier von ihm nicht höheren Zoll, Schutz vor Raubbauprodukten und Seuchengefahr? Das muß man dem König sagen. Den er nicht sieht. Der nur Einen hört: den Ministerpräsidenten und Kanzler. Aus den Zeitungen nur erfährt, was das Preßbureau ihm vorlegen läßt. Und bald so weit sein muß, daß er den einst Bewunderten Fliegengott, Verderber, Lügner heißt. Braucht man noch mehr? Ja: den Lokalanzeiger. Ein Glück, daß der pupillarisch unsichere Johannes auch dem Sparsystematiker August Scherl nicht die Treue gehalten hat; also vor zwei Thronen als Sünder steht. All right. Eines Tages kommt Herr von Lucanus in den Kastanienwald. Auf die hochnothpeinliche Frage antwortet der Finanzminister, seine Gesundheit lasse gerade jetzt nichts zu wünschen übrig. Seltsam, sagt der Besucher und zieht ein bedrucktes Blatt aus der Tasche; der sonst so gut unterrichtete Lokalanzeiger meldet in diesem Augenblick urbi et orbi, Euer Excellenz hätten aus Gesundheitrücksichten Ihre Entlassung erbeten. Nichts zu machen. Um nicht lächerlich zu werden, fügt sich der alte Johannes; hebt, auf den Wink des lieben Kollegen und bewährten Tafelredners Bülow, dankbar das Sektglas und rühmt frohen Herzens die Gnade des Königs, der ihn, den fast schon verbrauchten Greis, noch der Berufung ins Herrenhaus würdig fand. Erst in Frankfurt übermannt den Entamteten die Wuth. Er zeigt Briefe, schreit, man habe ihn hinterrücks erdrosselt. Und beruhigt sich wieder. Sein Sohn, der als Diplomat dem Kanzler untergeben ist, soll nicht leiden; soll auf gradem Weg den Gipfel erklettern.

Nach Excellenz Miquel Excellenz Holstein. Wieder wird dem aufs Korn Genommenen nicht offen gesagt, daß man ihn zum Teufel wünsche; wird er in den Glauben gelullt, des Kanzlers Liebling zu sein. Wieder sieht das Preßbureau, das sonst jeden Beamten blind vertheidigt, den heftigsten Angriffen schweigend zu: der Chef der Kanzlerclaque hat wohl, wie im Fall Miquel, den Auftrag, neutral zu bleiben. Warum soll man Lästige schützen? Wieder ist nur ein Indizienbeweis zu führen und die Durchlaucht kann sagen: Wenns nach mir gegangen wäre, säße der vortreffliche Mann noch im Amt. Drittes Beispiel: Der Fall Podbielski. Im Mai 1901 erwähnte ich hier das Gerücht, der Kanzler habe sich gegen Podbielskis Ernennung leise ein Bischen gesträubt, weil dieser Victor ihm allzu agrarisch roch. „Nur deshalb? Nicht auch, weil

der in alle Sättel gerechte Husar zur Skatpartie des Kaisers gehört und der preußische Premier den Vortheil zu schätzen weiß, den die persönlich intime Beziehung zum Monarchen verleiht? Gerade für diesen Ministerposten war der Mann ja recht klug gewählt. Herrn von Podbielski können die Agrarier nicht vorwerfen, er verstehe vom Wesen der Landwirthschaft nichts, die Händler nicht nachsagen, er kenne nur unmoderne Betriebsformen. Er steht mit Großindustriellen und Kaufleuten sehr gut, liest als Informirter und Interessirter den Kurszettel, ist Mitglied des Presseklubs und seiner Jovialität mag Manches gelingen, was ernsterem Eifer unerreichbar bleiben müßte." Auch auf das Sozietätverhältniß zu Tippelskirch wies ich damals schon hin. „Sehr liirt mit der Haute Finance. Tippelskirch! Transvaal in Berlin am Kurfürstendamm. Modernster Typus. Immer fidel. Immer au coeur léger. Wird die Sache schon machen; welche nicht?" Habe seitdem mehr als einmal von den Konfliktchen der beiden Husaren gesprochen; und die Vermuthung gewagt, der „leitende Staatsmann" habe sich von dem Chef seiner Kanzlei nur getrennt, um im Landwirthschaftministerium wenigstens als Unterstaatssekretär einen sicheren Mann zu haben. Ausgeburt der Bosheit! Die Beiden stehen so gut wie je zwei Minister. Im Reichstag hat der Kanzler den Dalminer seinen „verehrten Freund" genannt. Trotzdem er ihn als Menschen kaum kannte. Das ist unter Kameraden ganz egal. Die bringt kein Pamphletist auseinander.

Jetzt hat der Freund den Freund gründlich kennen gelernt. Daß der Minister an dem Geschäftsgewinn der Firma Von Tippelskirch & Co. betheiligt sei, wußten wir Alle seit Jahren. Eben so lange, daß diese Firma ihre großen Geschäfte nur mit dem Reich machen könne. Und nur Kindergemüther trauten Herrn von Podbielski zu, er werde aus der Firma scheiden, sobald sie grob zu verdienen anfange. Wenn Fürst Bülow eine freundschaftliche, wenn er nur eine kollegiale Regung für den Mann fühlte, mußte er ihm sagen: „Lassen Sie die Finger davon, Pod! Das Gerede wird zu laut und dieser Profit duftet auch mir nicht lieblich". Er thats nicht. Eines Tages wurde die unsinnige Behauptung glissirt, außer dem Minister beziehe auch der Kolonialdirektor Stuebel von Tippelskirch Geld. Offiziöse Antwort: Die beiden Beschuldigten haben gegen den Verbreiter der unwahren Nachricht Strafantrag gestellt. Das war dem Minister nicht im Traum eingefallen. Huronengeheul: Er klagt nicht, bekennt sich selbst also schuldig! Noch war Zeit, lange noch; zur Intervention, zu friedlicher Trennung ohne Skandal. Freund Bernhard rührte sich nicht. Alles genau wie in den Fällen Miquel und Holstein. Auch der Lokalanzeiger durfte wieder mitwirken. Dem Minister wurde ein Interviewer ins Bad nachgeschickt; derselbe Herr, der gleich danach die friedrichshöfischen Mysterien ausplaudern konnte. Und der gichtbrüchige Husar setzte sich mit der breiten Hinterfront in

die Brennesseln. Nachgerade war selbst er wohl nervös geworden; und die Zunge hat ihm ja auch in fröhlicheren Stunden nie gehorcht. Er sei sich keiner Schuld bewußt, sagte er, habe, als er Staatssekretär der Reichpost wurde, dem Kaiser und dem Kanzler erklärt, daß er auf den Tippelsgeschäftsantheil nicht verzichten könne, und denke nicht dran, seine Entlassung zu nehmen. Neuer Wuthausbruch. „Hinter den Kaiser verkriecht er sich!" In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ließ der Kanzler verkünden, der von ihm zur Berichterstattung aufgeforderte Minister habe ihn gebeten, „seinen Wunsch nach Entlassung aus dem Staatsdienst an Allerhöchster Stelle zu unterbreiten." War dieser Wunsch ausgesprochen worden? Nein. Herr von Podbielski hatte am Schluß seiner Rechtfertigungschrift gesagt, er sei „zu alt, um sich mit Schmutz bewerfen zu lassen", und würde der Fortdauer dieses Zustandes den Rücktritt vorziehen. Der Fortdauer eines Zustandes, der ihn schutzlos den Dreckschleudern preisgab. Darauf konnte der Kanzler antworten: „Mein Gewissen verbietet mir, Sie zu schützen." Er thats nicht. That, als liege ihm schon ein Abschiedsgesuch vor. Brachte es flink vor den König (an den Podbielski sich sonst direkt wenden konnte) und veröffentlichte am zwanzigsten August den Bescheid: „Der Kaiser und König ist zur Zeit nicht in der Lage, über die Frage der Entlassung von Excellenz von Podbielski aus dem Staatsdienst eine definitive Entschließung zu fassen". Wer den Satz, den ein Sommerkellner geschrieben haben könnte, ins geliebte Deutsch übertragen hat, merkt: Der im Land höchste Herr will abwarten, ob er den Abschied in Gnaden gewähren und dem Scheidenden einen neuen Orden aufs Brustpolster hängen kann oder ob er ihn, als eines Vergehens im Amt Verdächtigen, dem Strafgericht ausliefern muß.

Solche Vorsicht wäre angebracht gewesen, ehe dem General Stoessel der Orden Pour le Mérite verliehen wurde; und wir brauchen sie auch jetzt nicht zu tadeln. Selbst wenn Herr von Podbielski aber eines Verbrechens schuldig wäre, durfte der Kanzler ihn nicht so behandeln, wie ers that. Ihn nicht vom König absperren, schutzlos Wochen lang von der Meute hetzen und schließlich in eine Falle tappen lassen. Cui bono? Dem Staat kann der neue Monstreskandal nur schaden. Fürst Bülow aber ist wieder einen unbequemen, der Presse verhaßten Mann los, dessen er zur Sänftigung der Agrarier nicht mehr bedarf, der ihm mit dem Fleischnothgeschrei die Stimmung verdarb und der obendrein, nur er noch unter den preußischen Kollegen, das Ohr des Monarchen hatte. Der „verehrte Freund" mußte sich besser wahren... Der dritte Fall. Lohnarbeiter würden sich weigern, mit Einem, der gegen Genossen so gehandelt hat, länger an der Maschine zu stehen. Auf der Höhe weht ein anderer Wind. Das Milieu bestimmt Sitte und Sittlichkeit. Das Gesinde weiß es. Jubelt drum: Pod ist tot! Und fragt nicht, ob nicht auch Pods Freund im Sterben liegt.

Pascal.

Keine Leidenschaft hält die Menschen so lange in ihrem Bann, verbirgt ihnen so völlig, manchmal bis zu ihrem Ende, die Nichtigkeit weltlichen Lebens, keine entstellt den Menschen so sehr den wahren Sinn und das wahre Heil menschlichen Lebens wie die Ruhmsucht, in welcher Form sie auch auftreten mag: als kleinliche Prahlerei, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde.

Jede Begierde trägt ihre Strafe in sich; und die Leiden, die ihre Befriedigung begleiten, enthüllen ihre Nichtigkeit. Außerdem wird jede sinnliche Begierde mit den Jahren schwächer und nur die Ruhmsucht wird mit den Jahren immer heftiger. Und die Hauptsache: das Streben nach Ruhm tritt unter den Menschen stets im Verein mit dem Gedanken auf, den Menschen zu dienen, und Mancher wähnt, wenn er den Beifall der Menschen sucht, irrend, er lebe nicht für sich, sondern für das Wohl Derer, nach deren Beifall er trachtet. Deshalb ist Ruhmsucht die hinterlistigste und gefährlichste Begierde und schwieriger als alle anderen auszuroden. Frei von ihr werden nur Menschen mit großen Geisteskräften. Solche Kräfte geben diesen Menschen die Möglichkeit, schnell großen Ruhm zu erlangen, und eben so geben die Geisteskräfte ihnen die Möglichkeit, des Ruhmes Nichtigkeit zu erkennen.

Ein solcher Mann war Pascal. Ein solcher Mann war auch der uns näher stehende Russe Gogol (ich glaube, an Gogol habe ich Pascal verstanden). Beide haben, trotz ganz verschiedenen Eigenschaften und der Beschaffenheit und dem Umfang nach ganz verschiedenem Verstand, das Selbe durchlebt. Beide haben sehr bald den Ruhm erlangt, den sie so leidenschaftlich wünschten; Beide haben, nachdem sie ihn erlangt hatten, sofort die Nichtigkeit Dessen begriffen, was ihnen als das höchste, werthvollste Gut der Welt erschienen war. Und Beide sahen entsetzt die Versuchung, in deren Machtbereich sie gerathen waren. Beide haben ihre ganze Geisteskraft darauf verwandt, den Menschen alle Schrecken des Irrthums zu zeigen, dem sie soeben entronnen waren; und je stärker die Enttäuschung war, um so dringender erschien ihnen die Nothwendigkeit, dem Leben einen Zweck, eine Bedeutung zu geben, die durch nichts beeinträchtigt werden könnte.

Das ist der Grund, der Gogol und Pascal so leidenschaftlich am Glauben festhalten und Alles gering schätzen ließ, was sie früher geleistet hatten. Das Alles war ja des Ruhmes wegen gethan! Der Ruhm aber war dahin; an ihm war nichts als Betrug: also war auch Alles, was man gethan hatte, um ihn zu erlangen, unnöthig und nichtig. Wichtig war nur Eins: das Unsichtbare, von weltlicher Ruhmsucht Verdeckte. Wichtig und nöthig war Eins nur: der Glaube, der dem vergänglichen Leben Sinn verleiht und aller Thätigkeit eine bestimmte Richtung giebt. Und diese Erkenntniß der Nothwendigkeit

des Glaubens und der Unmöglichkeit, ohne ihn zu leben, überrascht diese Menschen so, daß sie gar nicht mehr fassen, wie sie selbst und wie andere Menschen ohne den Glauben leben konnten, der ihnen den Sinn des Lebens und des ihrer harrenden Todes erklärt. Und nun verwenden diese Männer alle Geistes- und Seelenkräfte darauf, die Menschen dem schrecklichen Irrthum zu entreißen, dem sie selbst soeben entronnen sind, und ihnen zu zeigen, daß man ohne Glauben nicht leben kann, daß nur der Glaube Rettung bietet; bemühen sich, den Menschen den Schirm aus der Hand zu reißen, den sie, wie Pascal sagt, über sich halten, während sie in den Abgrund rennen.

Solch ein Mann war Pascal; und darin liegt sein großes, unschätzbares, noch längst nicht laut genug anerkanntes Verdienst.

Pascal wurde in Clermont im Jahr 1623 geboren. Sein Vater war ein berühmter Mathematiker. Der Junge ahmte, wie alle Kinder von Klein auf, dem Vater nach, beschäftigte sich mit Mathematik und galt als ungewöhnlich begabt für dieses Fach. Der Vater wollte einer vorzeitigen Entwickelung des Kindes vorbeugen und gab ihm drum keine Bücher über Mathematik; der Junge aber hörte die Gespräche seines Vaters mit bekannten Mathematikern und erfand sich danach seine eigene Geometrie. Als der Vater diese für ein Kind abnormen Arbeiten sah, war er entzückt, weinte vor Rührung und fing sofort an, den Jungen in der Mathematik zu unterrichten. Der Knabe lernte nicht nur schnell Alles, was der Vater ihm zeigte, sondern machte auch selbständig Entdeckungen. Seine Erfolge lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und er erwarb sehr jung den Ruf eines bedeutenden Mathematikers. Dieser Ruhm eines trotz seiner Jugend hervorragenden Gelehrten spornte ihn zu neuer Arbeit, seine große Fähigkeiten ermöglichten ihm, den Ruhm rasch zu vermehren, und er widmete seine ganze Zeit und Kraft der Beschäftigung mit seiner Wissenschaft. Aber seine Gesundheit war von der Kindheit an schwach. Die angestrengte Arbeit schwächte ihn noch mehr und er erkrankte als Jüngling schwer. Auf Bitten des Vaters arbeitete er seitdem nur noch zwei Stunden an jedem Tag und las in der übrigen Zeit die Werke der Philosophen.

Er las Epiktet, Descartes und die Essais Montaignes. Das Buch Montaignes überraschte ihn besonders; er war empört über den Skeptizismus, den gottlosen Sinn des Essayisten. Pascal war stets religiös und glaubte nach Kinderart an die katholische Lehre, in der er erzogen war. Montaignes Buch weckte Zweifel in ihm und veranlaßte ihn, Glaubensfragen nachzudenken, besonders der, wie weit der Glaube für ein verständiges Leben der Menschen nothwendig sei. Er befolgte die Vorschriften der Religion noch strenger und las nun auch Bücher religiösen Inhalts. Dabei fiel ihm das Buch des holländischen Theologen Jansen „Umwandlung des inneren Menschen" in die Hände.

In diesem Buch fand er den Satz, daß es außer der fleischlichen Be-

gierde auch eine geistige gebe, die in der Befriedigung menschlicher Neugier bestehe; auch die Neugier sei von Egoismus und Ehrgeiz bewirkt. Und eine auf diese Art verfeinerte Begierde entfremde Menschen mehr als alles Andere ihrem Gott. Dieses Buch erschütterte Pascal heftig. Mit der großen Menschen eigenen Aufrichtigkeit fühlte er die Wahrheit dieser Bemerkung in sich selbst und beschloß (obwohl die Abkehr von der Mathematik und ihrer Ruhmesverheißung ihm ein schweres Opfer war oder, gerade weil ihm das Opfer so schwer wurde), die verführerische Beschäftigung mit der Wissenschaft aufzugeben und alle seine Kräfte auf die Aufklärung der Glaubensfragen zu verwenden, die ihn seit diesen Tagen immer stärker in Anspruch nahmen.

Ueber das Verhältniß Pascals zum weiblichen Geschlecht, zu den Lockungen weiblicher Liebe ist nichts bekannt. In dem kleinen Buch „Discours sur les passions de l'amour" sagt er, das größte Glück, das der Mensch erreichen könne, die Liebe, sei ein reines, geistiges Gefühl und die Quelle alles Erhabenen und Edlen. Daraus schließen die Biographen, Pascal sei in seiner Jugend in ein Weib verliebt gewesen, das einem über seinen hinausragenden Stand angehört und seine Liebe nicht erwidert habe. Selbst wenn Das wahr wäre, hätte diese Liebe jedenfalls keine Folgen für Pascals Leben gehabt. Den Hauptinhalt seines jungen Lebens schuf der Kampf zwischen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, die ihm so früh hohen Ruhm brachten, und der Erkenntniß, daß diese Beschäftigung nichtig, der Ruhm werthlos und das Leben in Gott allein erstrebenswerth sei.

Als Pascal schon beschlossen hatte, die Wissenschaft aufzugeben, las er einmal die Untersuchungen Toricellis über die „Leere". Er fühlte, daß die Frage nicht richtig beantwortet, eine genauere Bestimmung möglich sei, und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, die Versuche des Autors selbst zu prüfen. Bei der Prüfung machte er die berühmte Entdeckung von der Schwere der Luft. Diese Entdeckung lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt auf ihn. Man schrieb ihm, Gelehrte besuchten und rühmten ihn. Und der Kampf gegen die Lockungen des Ruhmes wurde fortan noch schwieriger. Um diesen Kampf siegreich durchführen zu können, trug Pascal am bloßen Leib einen Gürtel mit Nägeln, die gegen den Körper gerichtet waren; und sobald er glaubte, daß beim Lesen oder Hören seines Lobes stolze, ehrgeizige Gefühle sich in ihm regten, preßte er den Gürtel mit dem Ellbogen gegen die Hüfte, die spitzigen Nägel drangen in seinen Leib und er fühlte die ganze Kette von Gedanken und Gefühlen, die ihn den Lockungen des Ruhmes entzogen hatte.

Das Jahr 1651 brachte ein Ereigniß, das unwichtig scheinen mag, das ihn aber erschütterte und großen Einfluß auf seinen Seelenzustand hatte. Auf der Neuilly-Brücke fiel er aus dem Wagen und entging um Haaresbreite dem Tod. In der selben Zeit starb sein Vater. Diese doppelte Mahnung an den

Tod veranlaßte Pascal, sich noch mehr als früher in Fragen des Lebens und des Todes zu vertiefen.

Die religiöse Stimmung wurde so übermächtig, daß er sich 1655 ganz von der Welt zurückzog. Er siedelte in die Jansenistengemeinde Port Royal über und führte dort ein fast mönchisches Leben; bedachte und bereitete das große Werk, in dem er erstens die Nothwendigkeit der Religion für ein verständiges Leben und zweitens die Wahrheit der Religion, zu der er sich bekannte, beweisen wollte. Aber auch hier ließen die Lockungen des Ruhmes ihn nicht in Ruhe. Die Jansenistengemeinde, der er sich angeschlossen hatte, zog sich die Feindschaft des mächtigen Jesuitenordens zu und die Ränke der Jesuiten bewirkten, daß die Schulen für Männer und Frauen in Port Royal geschlossen wurden und daß auch dem Kloster die selbe Gefahr drohte. Pascal konnte nicht gleichgiltig gegen das Los seiner Glaubensgenossen bleiben; er wurde in den Streit mit den Jesuiten hineingezogen und schrieb zur Vertheidigung der Jansenisten ein Buch, das er „Briefe eines Provinzialen" nannte. In diesem Werk rechtfertigte und vertheidigte er die Lehre der Jansenisten, griff mit noch größerer Entschiedenheit aber ihre Feinde, die Jesuiten, an und enthüllte die Unsittlichkeit ihrer Lehre. Das Buch hatte großen Erfolg; dieser Ruhm konnte Pascal aber nicht mehr verführen.

Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Gottesdienst. Er machte sich eine Lebensregel zurecht, beobachtete sie streng und wich weder aus Faulheit noch wegen seiner Krankheit von ihr ab. Armuth hielt er für die Grundlage der Tugend. Auch Jesus war ja arm und bedürftig gewesen. Pascal gab alles irgend Entbehrliche den Armen und lebte nur mit dem Nothwendigsten; er behalf sich fast ganz ohne Bedienung und ließ sie nur zu, wenn er krank war und sich nicht bewegen konnte. Seine Wohnung, Speise, Kleidung war ganz einfach. Er säuberte selbst sein Zimmer und holte sich selbst sein Essen.

Er wurde kränker und litt fast ohne Pause, ertrug aber seine Leiden nicht nur mit einer Geduld, die seine Umgebung in Erstaunen versetzte, sondern sondern sogar mit Freude und Dankbarkeit. „Bedauert mich nicht", sagte er. „Krankheit ist der natürliche Zustand eines Christen; denn in diesem Zustand ist der Christ so, wie er immer sein müßte. Krankheit gewöhnt an den Verlust aller Güter und sinnlichen Vergnügungen, gewöhnt daran, sich der Leidenschaften zu enthalten, die den Menschen das ganze Leben lang bestürmen, gewöhnt daran, ohne Ehrgeiz und Begierden zu leben und stets den Tod zu erwarten." Der Luxus, mit dem die Liebe der Verwandten ihn umgeben wollte, war ihm lästig. Er bat seine Schwester, ihn in das Armenkrankenhaus für Unheilbare zu bringen, mit denen er seine letzten Tage verleben wolle; doch die Schwester erfüllte den Wunsch nicht: und Pascal starb zu Haus.

In den letzten Stunden war er ohne Bewußtsein. Nur dicht vor seinem

Ende erhob er sich vom Bett und sagte mit heiterer Miene: „Herr, verlaß mich nicht!“ Das waren seine letzten Worte.

Er starb am neunzehnten August 1662.

Der Mensch bedarf zu seinem Heil des Glaubens, daß der Sinn des Lebens zu erklären ist; und des anderen Glaubens, ihm sei verheißen, die beste Erklärung des Lebenssinnes zu finden. Pascal hat, wie kein Anderer, den ersten Glauben verbreitet. Das Schicksal (Gott) hat ihm nicht gegeben, den zweiten zu sichern. Wie ein Mensch, der vor Durst zu sterben fürchtet, sich auf das Wasser vor ihm stürzt, ohne dessen Eigenschaften zu untersuchen, so erblickte Pascal, ohne die Eigenschaften des Katholizismus zu untersuchen, in dem er erzogen war, in ihm die Wahrheit und die Rettung der Menschen. Wenn nur Wasser, wenn nur ein Glaube vorhanden war!

Niemand hat das Recht, zu rathen, was hätte sein können; aber man kann sich den genialen, vor sich selbst aufrichtigen Pascal als Anhänger des Katholizismus nicht gut vorstellen. Er konnte die Lehre nicht der Gedankenkraft unterwerfen, die er auf den Beweis der Nothwendigkeit des Glaubens verwandte; und deshalb blieb in seiner Seele der dogmatische Katholizismus unangetastet. Er stützte sich auf ihn, ohne an ihn zu rühren. Er stützte sich auf Das, was in dem Dogma wahrhaftig war und ist. Er entnahm ihm das rastlose Streben nach Selbstvervollkommnung, den Kampf gegen die Versuchung, den Abscheu gegen den Reichthum und den festen Glauben an den Barmherzigen Gott, dem er sterbend seine Seele gab.

Er starb, nachdem er nur einen Theil der Arbeit geleistet, den anderen Theil aber nicht einmal begonnen hatte. Daß dieser zweite Theil der Arbeit nicht gethan ist, entwerthet aber den ersten nicht; entwerthet sicher nicht das wunderbare Buch „Gedanken“. Aus zerstreuten Papierfetzen ward es zusammengestellt, auf die der kranke, der sterbende Pascal seine Gedanken geschrieben hatte. Wunderbar ist auch das Schicksal dieses Buches. Es erscheint: und die Menge steht verständnißlos, überrascht von der Kraft der prophetischen Worte, beunruhigt davor und will schnell nun begreifen, erklären, erfahren, was sie thun soll. Und da kommt Einer von Denen, die, wie Pascal sagt, glauben, daß sie Etwas wissen, und deshalb die Welt in Verwirrung bringen, und Der spricht: „Hier ist nichts zu verstehen, zu erklären; Alles ist sehr einfach. Dieser Pascal hat, wie Sie sehen, an die Dreieinigkeit und an das Abendmahl geglaubt; ganz klar, daß er krank, abnorm war und deshalb als schwacher und kranker Mann Alles falsch verstand. Der beste Beweis dafür ist, daß er sogar das Gute, was er selbst geleistet hat und was uns gefällt (weil wirs verstehen), verworfen und verleugnet und ganz unnützen ‚mystischen‘ Forschungen nach dem Schicksal der Menschen, nach dem künftigen Leben große Wichtigkeit beigemessen hat. Deshalb muß man von ihm nicht Das annehmen, was er selbst für richtig hielt, sondern Das, was wir verstehen können und was uns gefällt.“

Und die Menge freut sich. Das Andere hat sie ja nicht begriffen: sie mußte sich allzu sehr anstrengen, um sich zu der Höhe aufzuschwingen, auf die Pascal sie heben wollte; hier ist die Sache aber ganz einfach. Pascal hat das Gesetz entdeckt, nach dem man Pumpen macht. Pumpen sind sehr nützlich, also ist die Entdeckung gut; was er da aber über Gott und Unsterblichkeit sagt, ist nichtiger Kleinkram, da er ja an die Dreieinigkeit, die Bibel glaubte. Wir brauchen uns nicht anzustrengen, uns nicht zu ihm zu erheben; im Gegentheil: wir können (von der Höhe unserer Abnormität herab) gönnerhaft und gnädigst seine Verdienste anerkennen, trotz seiner Abnormität.

Pascal hat den Menschen gezeigt, daß Menschen ohne Religion entweder Thiere oder Aberwitzige sind; er stößt sie mit der Nase in ihre Unsauberkeit, ihren Unsinn hinein und zeigt ihnen, daß keine Wissenschaft die Religion ersetzen kann. Aber Pascal hat an Gott, an die Dreieinigkeit, an die Bibel geglaubt: und damit ist die Sache entschieden. Auch Das, was er den Menschen über die Unsinnigkeit ihres Lebens und die Nichtigkeit der Wissenschaft gesagt hat, muß unwahr sein. Die selbe Wissenschaft, die selbe Nichtigkeit, den selben Unsinn, der so unwiderleglich von ihm als solcher nachgewiesen ist, halten sie für das wirkliche, wahre Leben; die Betrachtungen Pascals aber halten sie für eine schlechte Frucht seiner Abnormität. Die Kraft seiner Gedanken und Reden müssen sie anerkennen und sie rechnen ihn zu den Klassikern; den Inhalt seines Buches aber können sie nicht gebrauchen. Sie glauben, noch ein gutes Stück über dem höchsten geistigen Zustand religiöser Erkenntniß zu stehen, zu dem ein Mensch gelangen kann und Pascal gelangt war: und so bleibt die Bedeutung des wunderbaren Buches ihnen unfindbar verborgen. Nichts ist so schädlich, hemmt so den wahren Fortschritt der Menschheit wie die geschickt mit allen möglichen modernen Verzierungen aufgeputzten Betrachtungen von Leuten, qui croyent savoir und die, nach Pascals Meinung, bouleversent le monde.

Doch das Licht leuchtet im Dunkeln; und es giebt Menschen, die zwar Pascals Glauben an den Katholizismus nicht theilen, aber verstehen, daß er, trotz seinem großen Verstand, an den Katholizismus glauben konnte, da er lieber an ihn als an gar nichts glaubte; es giebt Menschen, die auch die Bedeutung seines wunderbaren Buches verstehen, das den Menschen unwiderleglich die Nothwendigkeit des Glaubens, die Unmöglichkeit eines menschlichen Lebens ohne Glauben, ohne bestimmtes, festes Verhältniß des Menschen zu der Welt und ihrem Ursprung gezeigt hat. Und da sie Das verstanden haben, müssen die Menschen auch die dem Grad ihrer moralischen und intellektuellen Entwickelung entsprechenden Antworten des Glaubens auf die Fragen finden, die Pascal gestellt hat. Darin beruht sein unsterbliches Verdienst.

Jasnaja Poljana. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Das Weltgefüge.

Jedes sehende Wesen hat seinen Horizont. Dieser ändert sich mit dem Standpunkt. Wenn zwei Leute in verschiedenen Winkeln einer Gebirgsschlucht stehen, haben sie verschiedene Horizonte, mag ihre Entfernung von einander auch nur wenige Schritte betragen, und wenn sich der Eine aus seinem Winkel in den des Anderen begiebt, so wechselt er seinen Horizont. In der freien Ebene kann man schon einige Kilometer weit gehen, ohne eine wesentliche Aenderung des Gesichtskreises zu spüren; dagegen bewirkt dort die Verschiedenheit der Sehschärfe, daß zwei Menschen auf dem selben Standpunkt verschiedene Horizonte haben können. Auch der geistige Horizont hängt natürlich vom Standpunkt und von der Sehschärfe ab; aber in zwei Beziehungen verhält es sich mit ihm ganz anderes als mit dem körperlichen. Dessen Form ist durch die Anordnung der Dinge im Raum, die Gestalt der Erde und durch die Einrichtung des Auges unabänderlich gegeben: eines Jeden Sehfeld begrenzt in der Ebene ein Kreis und über Jeden wölbt sich die schöne halbkugelförmige Himmelskuppel, an der sich nachts die Sterne in den selben prachtvollen Figuren ordnen. Dem geistigen Auge des Menschen bietet sich beim ersten Augenaufschlag eine ungeordnete Fülle dar, die meist den beängstigenden Eindruck eines wüsten Chaos macht, in das jedoch Nachdenken eine leidliche Ordnung zu bringen vermag. Den schönen geistigen Horizont muß der Mensch sich schaffen, wenn er einen haben will. Und hat er einen, so nimmt er ihn überallhin mit; der Wechsel des physischen Standpunktes, selbst auch ein Wechsel der äußeren Verhältnisse, bringt darin keine Veränderung hervor; nur mit dem Wechsel des geistigen Standpunktes, der bei Erwachsenen selten vorkommt, ändert sich dieser Horizont. Denkschwache haben überhaupt keinen, wenn man unter dem geistigen Horizont eine wohlgefügte Anordnung der erkannten Dinge versteht, vergleichbar dem körperlichen Gesichtskreis und der himmlischen Hohlkugel; ihnen bleibt zeitlebens die Welt ein unverstandener Wirrwarr. Nur die stärksten Geister erreichen eine systematische Ordnung, die sie ihre Philosophie oder ihr philosophisches System nennen. Vermöchte Jedermann ganz selbständig zu denken, dann würde es so viele philosophische Systeme wie Menschen geben. Die Mittelmäßigen fühlen, im Unterschied von den Schwachköpfen, wenigstens das Bedürfniß einer Ordnung, die ihrer Seele Ruhe und Sicherheit, ihrem Erkenntnißtriebe Befriedigung gewährt, aber sie haben nicht die Kraft, selbst ein System zu schaffen, und entlehnen deshalb eins von einem Großgeist; der Masse bietet die Religion eins dar, deren Lehre im mittelalterlichen Christenthum zum rund abgeschlossenen philosophischen System geworden ist. Lebhaftere Geister, denen zwar die Schöpferkraft abgeht, die aber wenigstens komponiren können, setzen sich eklektisch aus Bestandtheilen verschiedener Systeme

ein eigenes System zusammen. Da heute Jeder in der Schule, durch das politische Leben und durch wirthschaftliche Nöthe gezwungen wird, zu denken, und da die Zahl der von Berufes wegen geistig Arbeitenden zu unverhältnißmäßiger und gefährlicher Größe angeschwollen ist, so blüht unter anderen Gewerben auch die Systemkomposition. Weltanschauung ist längst eine Fabrikwaare geworden, deren Angebot auf dem Büchermarkt die Nachfrage übersteigt. Wer seine Weltanschauung schon hat, braucht natürlich keine von den neuen, die täglich angeboten werden; aber ist man gezwungen, diese zu lesen, so hat man es meist nicht zu bereuen, weil jedes solche Buch wenigstens einige gute Gedanken enthält. Es ergeht eben dem Systembaumeister zweiter und dritter Güte wie den Koryphäen: indem er Material zur Begründung und zum Ausbau seines Systems zusammenträgt, das außer ihm selbst, dem Erzeuger, keinen anderen Menschen zu befriedigen vermag, findet er interessante und mitunter brauchbare Wahrheiten.

Hermann Graf Keyserling will in seinem Buch „Das Gefüge der Welt" (Versuch einer kritischen Philosophie, München, F. Bruckmann, 1906) kein System darbieten, sondern nur Fragen stellen, Aussichten auf eine neue Weltanschauung eröffnen, von einem neuen Standpunkt aus, und glaubt, damit eine schöpferische That vollbracht zu haben: mit dem Schlüssel der Mathematik will er die Einsicht in das Weltgefüge erschließen. Das ist nun an sich wirklich nichts Neues. Ἀριθμεῖ ὁ θεός, hat ein alter Heide, omnia (o Deus!) in mensura, et numero et pondere disposuisti, hat ein alter Jude geschrieben, ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω lautete die Aufschrift über Platos Schule, Kepler schaute mit Entzücken in den astronomischen Zahlen religiöse Wahrheiten; und die Pythagoräer erwähnt Keyserling natürlich selbst. Ist der Sekundaner nicht schon durch einen geistlosen Unterricht verblödet, so wird ihm die Einsicht in die Harmonie des Universums aufgehen, wenn er in der Mathematik erfährt, wie jedes geometrische Verhältniß ein arithmetisches ist, jede arithmetische Formel sich als geometrisches Gebilde darstellen läßt, wenn er in der Physik die Schwingungzahlen der musikalischen Töne, die Klangfiguren, in der Chemie die Aequivalenzzahlen kennen lernt. Der Maler, der Architekt weiß, daß die ästhetische Wirkung eines Gebildes auf geometrischen Proportionen beruht, und den Sozialethiker haben Süßmilch, Quételet, Wappäus, Alexander von Oettingen gelehrt, daß die Zahlen menschlicher Handlungen strengen Gesetzen folgen. Nur in zwei Stücken darf Keyserling Originalität beanspruchen. Er bezeichnet den Widerspruch zwischen dem geometrischen Kontinuum und der diskreten Natur der Zahl als die Antinomie der Mathematik, den Gegensatz zwischen dem Stoff, der aus diskreten Theilen bestehe, und der kontinuirlich waltenden Kraft als die Antinomie der Physik, zeigt, wie die analytische Geometrie die erste Antinomie löst, und folgert daraus,

daß in gleicher Weise nicht allein die physikalische Antinomie, sondern auch der Widerspruch zwischen dem körperlichen und dem geistigen Sein aufgehoben werde. Mit dem Nachweis, daß im geistigen Leben, in der Kunstschöpfung und im Kunstgenuß, arithmetische Gesetze herrschen, leistet er, wie gesagt, nichts Neues; und wenn er das Absolut-Schöne, das Schöne an sich, eine Wahnidee nennt, so halte ich Das für einen Irrthum. Nur Das gefalle uns, was unserer Individualität entspreche, uns fördere, uns nütze; demnach sei das Schöne etwas rein Subjektives. Nun ist aber die Welt so eingerichtet, daß, zum Beispiel, nur der gesunde Menschenleib schön sein kann und daß, wer einen kranken liebt, an diesem zu Grunde geht. Noch an hundert anderen Fällen ließe sich klar machen, daß sich der Mensch auch durch Unschönes gefördert glauben kann, wirklich aber nur gefördert wird, wenn er sich in die Weltharmonie fügt, die freilich insofern etwas Subjektives ist, als sie vom Subjekt wahrgenommen wird, die aber, wie Keyserling selbst andeutet, nicht wahrgenommen werden könnte, wenn sie nicht vorhanden, nicht ein Objektives, Absolutes wäre; und die Weltharmonie ist nun eben das Urschöne. Das Originellste in dem Buch ist der Vergleich des Aethers mit $\sqrt{-1}$. Chamberlain hat sich in seinem Kantbuch den Scherz gemacht, die Widersprüche zusammenzustellen, die im Lichtstrahl stecken, wie ihn die heutige Optik beschreibt. Keyserling macht sich den selben Scherz mit dem Aether; und wenn man diese Widersprüche so beisammen sieht, muß man wirklich gestehen: das Dreieinigkeitdogma und die Transsubstantiation sind höchst rationelle Sätze dagegen. Keyserling bemerkt jedoch mit Recht, daß diese Irrationalität nicht schade, weil die Aetherhypothese der Physik gerade so unentbehrliche Dienste leiste wie die imaginäre, an sich sinnlose und unmögliche $\sqrt{-1}$ der Algebra. Das ist wunderschön und richtig; nur bin ich mit einigen Ausdrücken in dieser Erörterung nicht einverstanden. „Die moderne Physik sucht die Begriffe von Kraft und Stoff zu vereinheitlichen, sie in dem Begriff des Aethers zusammenzuschmelzen. An sich ist Das gewiß möglich, insofern sich mit dem Aether eben so gut formal operiren läßt, wie mit jedem anderen Symbol. In nichtformaler Hinsicht bedeutet aber diese Zurückführung einen Todessprung: der Aether ist, als Grenzbegriff zwischen Physik und Metaphysik, für jene eine imaginäre Größe.“ Seine Annahme sei ein verhängnißvoller Schritt, weil „durch die Annahme des Aethers als Fundament des Universums die Physik zur Metaphysik würde, wodurch jegliches Verständniß der Natur unmöglich gemacht würde.“ Das verstehe ich nicht. Die Aetherhypothese macht die optischen, thermischen, elektrischen Vorgänge berechenbar, fördert also das Verständniß der Natur. Daß diese Hypothese Metaphysik, der Aether eine metaphysische Annahme ist, beeinträchtigt diese Förderung des Verständnisses nicht im Mindesten. Die Erfolge der modernen Naturwissenschaften, oder vielmehr diese Wissenschaften selbst,

so weit sie nicht blos beschreibende, sondern erklärende sind (vor den modernen gab es solche überhaupt nicht) beruhen auf der Beobachtung mit immer feineren Werkzeugen und dem Experiment, ferner auf dem von Cartesius und Leibniz eingeleiteten methodischen Hypothesenbau, der reine Metaphysik ist. Ohne diese Metaphysik würde unsere Physik gar nicht vorhanden sein; also ist nicht einzusehen, wie diese Metaphysik das Verständniß der Natur versperren und der Uebergang zu ihr für die Physik ein Todessprung sein soll. Das Zweite wäre freilich dann der Fall, wenn die Physiker sich nicht mehr damit begnügen wollten, das Aetheratom als Rechenhilfe zu behandeln, sondern als Dogma lehrten: es gebe einen kleinen Tausendsasa, dessen Volumen sich zu dem eines Bazillus verhalte wie dessen Volumen zu dem der Erdkugel, der in der Sekunde achthundert Billionen Schwingungen vollführe, um uns violettes Licht vorzuzaubern, und noch hundert andere nicht weniger erstaunliche Leistungen vollbringe; denn dann wäre die Physik nicht mehr Physik, sondern Metaphysik. Der Physiker würde jedoch seine Kompetenz auch dann überschreiten, wenn er anderen Leuten (und sich selbst) verbieten wollte, zu anderen Zwecken als denen der wissenschaftlichen Physik über die Benutzung der Aetherhypothese als bloßer Rechenhilfe hinauszugehen und sich den Aether als ein wirklich existirendes Wesen zu denken, — als ein blos hypothetisches natürlich, nicht als eins, dessen wirkliche Existenz als Dogma gelehrt werden müßte. Solcher Verirrung in eine neue Dogmatik haben sich, so weit ich bei meiner beschränkten Kenntniß der Fachliteratur zu erkennen vermag, bisher die Physiker nicht schuldig gemacht; desto mehr die Biologen. Und Das ist nun das zweite Originelle in Keyserlings Versuch, daß er eben so wie Chamberlain, den er als einen seiner Lehrer verehrt und dem er sein Buch widmet, dieser neuen Dogmatik mit großer Entschiedenheit entgegentritt. Das ist nicht etwas absolut Neues und Originelles, sondern nur neu und originell in dem Kreis der Forscher, die sich mit Vorliebe modern nennen, einem Kreis, in dessen Orchester einige Jahrzehnte hindurch nicht die Physik, sondern die Biologie die führende Melodie gespielt hat, obwohl nicht sie, sondern die Physik es war, die durch die Technik der Welt ein neues Gesicht schuf. Die Biologie erhob den Anspruch, die Entstehung der Welt erklären und ihr Wesen ergründen zu können, und lange vor Chamberlain hat es Leute gegeben, die sagten: Alle Achtung vor der modernen Physik, die neue Lebensmöglichkeiten schafft, den Erkenntnißtrieb durch die Aufdeckung der schönsten und wunderbarsten Zusammenhänge befriedigt und den Menschengeist zur Beschreitung neuer Bahnen ermuthigt und kräftigt; aber für Alle, die in diesem gewaltigen Fortschritt den Weg zur Lösung des Welträthsels gesehen haben, ist er nichts als die großartigste Fopperei gewesen. Daß nun endlich auch Männer, die darauf rechnen können, von den Modernen gehört zu werden, das Selbe sagen, ist in hohem Grade verdienstlich. Keyserling

verzichtet mit Chamberlain darauf, die Frage nach dem Urgrund, nach Ursachen, nach der Entstehung der Dinge, nach der materiellen Kausalität aufzuwerfen, Eins aus dem Anderen auf dem Wege der sogenannten Entwickelung abzuleiten. „Es mag sein, daß sich die menschliche Musik aus dem Liebesgeheul des Affen entwickelt hat; aber die Harmonielehre geht Das in keinem Fall an.“ Nicht die materielle Ableitung verschiedener Erscheinungsgruppen aus einander ist nach ihm Gegenstand der Wissenschaft, sondern nur ihr formaler Einklang, die Auffindung des in ihnen waltenden Gesetzes, das wenigstens in einer Beziehung, in der mathematischen, in allen Gruppen das selbe ist. Darum betitelt er sein Buch: „Das Gefüge der Welt“; und dieser Titel ist vielleicht das Beste daran; er ist für sich allein schon eine That, denn er offenbart die Einsicht, daß alle Ursprünge und Wesenheiten für unser irdisches Auge in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben und daß diesem nur das Gefüge der Erscheinungen zugänglich ist, und er enthält das Programm des Verfassers, das Versprechen, sich auf dieses Zugängliche zu beschränken. Nur darf wiederum aus dieser Erkenntniß nicht ein allgemeines Verbot hergeleitet werden, sich mit dem Unzugänglichen zu beschäftigen. Zu solcher Beschäftigung nöthigen der metaphysische Trieb und Herzensbedürfnisse, die jedoch dann am Wenigsten bittere Enttäuschungen erleiden werden, wenn von vorn herein feststeht, daß sie auf dem Wege der exakten Wissenschaft nicht befriedigt werden können.

Die Freude über seine Entdeckung, daß nicht die Dingheit der Dinge und ihr wirklicher dinghafter Zusammenhang, sondern nur ihre Form, ihr formaler Zusammenhang durch Gesetzlichkeit ihrer Erscheinung, Gegenstand der exakten Wissenschaft sein kann, hat ihn, zusammen mit einer kleinen Schwäche, zu einer geschmacklosen Uebertreibung verleitet. Zu den Schwächen der Modernen gehört, daß sie, um nur ja nicht in den Verdacht reaktionärer Gesinnung zu gerathen, lieber die Sprache und den gesunden Menschenverstand vergewaltigen, als ein Wort gebrauchen, das den alten Philosophen und — o Graus! — den Theologen geläufig war und das die Seelen des Volkes und der Kinder im Katechismus „vergiftet“. Mit diesem Satz habe ich mich selbst schon eines Vergiftungversuches schuldig gemacht; es muß heißen: die Gehirne des Volkes und der Kinder, denn die Grundlehre der modernen Psychologie lautet: Es giebt keine Seele. Der moderne Psychologe kann und sollte sein Buch oder sein Kolleg mit dem Satze eröffnen, mit dem ein Professor des Völkerrechtes seine Zuhörer auf Das vorzubereiten pflegte, was sie zu erwarten hatten: „Meine Herren, das Merkwürdige an unserer Wissenschaft ist, daß ihr Gegenstand nicht existirt.“ Also von Seele darf nicht mehr gesprochen werden, sondern nur von mind stuff oder von psychischen Erscheinungen; dagegen ist das Wörtchen „ich“ noch gesellschaftfähig, denn erstens kann es wegen der Konjugation und aus anderen Gründen nicht gut entbehrt werden und zwei-

tens klingt es mit dem sächlichen Artikel „das Ich“ oder in der Zusammensetzung „der Ichgedanke“ hochfein und hat guten Kurs in der Philosophie. Keyserling nun, der diese Schwäche noch nicht ganz überwunden hat und den der Gedanke an die Gesetzlichkeit alles Geschehens ganz erfüllt, dekretirt kühn: Das Ich ist weder eine Substanz noch sonst eine metaphysische Realität, sondern „nur das Gesetz oder die Beziehung von Objekt und Subjekt.“ Wirklich eine überkühne Kühnheit! Ein Gesetz: Das ist eine Regel des Geschehens.

Eine Regel nun, es mag die Regeldetri oder die Regel des Herrn Pumpmeyer, seine Gläubiger nicht zu bezahlen, oder die Geschäftsordnung des Reichstages oder der Generalbaß oder irgend ein Gesetz der Biologie oder der Psychologie sein, eine Regel hat keine Zehen und schreit niemals Au; ich aber habe Zehen, und wenn ich darauf getreten werde, so schreie ich Au. Zehen haben und Au schreien und mancherlei Anderes thun, treiben und leiden: Das kann nur ein Ding, eine Substanz, eine Realität, nicht eine Regel. Das Ich ist von allen Dingen, die wir nicht blos, wie Gott und den Weltäther, hypothetisch, sondern aus Erfahrung kennen, das allerrealste. Ohne Objekte, die bewußt werden, habe das Bewußtsein nicht nur keinen Inhalt, nein, auch keinen verständlichen Sinn, bemerkt Keyserling. Sehr richtig; aber ohne Subjekt, ohne dinghaftes Subjekt, hat es erst recht keinen Sinn. Die Objekte, so unentbehrlich sie sind, soll ein menschliches Bewußtsein zu Stande kommen, bleiben doch immer nur hypothetische Wesen; dagegen zweifelt kein vernünftiger Mensch daran, daß er existirt, und geräth er ja einmal, als Philosoph, in den Zweifel, ob er nicht eine bloße Hypothese sei, so reicht eine kräftige Ohrfeige hin, diesen Zweifel zu beseitigen. Was dagegen die Objekte betrifft, so weiß die denkende Welt seit Locke, daß die Farbe ohne ein durchs Auge, der Ton ohne ein durchs Ohr, die Süße ohne ein durch die Zunge wahrnehmendes Bewußtsein nicht existirt, nachdem der gemeine Mann schon seit Jahrtausenden gewußt hatte, daß es für den Blinden keine Farbe und für den Tauben keine Töne giebt. Nun stelle man sich einmal vor, daß es gar kein Bewußtsein in der Welt gebe, weder ein thierisches noch ein göttliches noch ein menschliches. Dann sind nur noch Dinge, nach der heutigen Physik Atomgruppen, da, die weder Farbe noch Stimme noch Geschmack noch Wärme noch Weichheit oder Härte haben und diese Qualitäten auch nicht durch ein Subjekt bekommen können, das ja eben nicht vorhanden ist. Was sind nun qualitätlose Dinge? Dinge, die weder Etwas wahrnehmen noch von Jemand wahrgenommen werden? Nichtse sind sie. Nichts sind sie. Es ist lächerlich, sie nur zu denken. Lächerlich, wenn auch nothwendig: eine Antinomie, die ich hier nicht zu lösen versuchen will. Nur so viel steht fest, daß die Außenwelt ohne mein wahrnehmendes Ich ein schwer lösbares Problem, mein Ich dagegen gar kein Problem, sondern lebendige Wirklichkeit und mir ab-

solut gewiß ist. Wie das Seelending aussieht, das da sieht, hört, schmeckt, empfindet, schreit, Häuser und philosophische Systeme baut, wie es mit Hilfe des Gehirns und der Sinnesorgane Eindrücke empfangen, mit Hilfe des Gehirns, der motorischen Nerven und der Muskeln wirken kann: Das ist ein unlösbares Problem; seine Existenz aber ist kein Problem. Und diese Gewißheit der Existenz des dinghaften Ich, diese problematische Natur des Objektes ist es, was die Narrheit der Solipsisten vom Schlage Stirners erklärt und entschuldigt. Das Bewußtsein nennt Keyserling den Spiegel „des Geistes, des Ich" (wo das Ich auf einmal nicht mehr Gesetz, sondern Geist ist und darum schon ein Bischen dinghafter ausschaut). Auch Das ist unzutreffend. Will man die Grundthatsache des Seelenlebens (von Erklären kann bei ihr keine Rede sein, wie auch Keyserling sagt) mit einem populäreren, weniger philosophischen Ausdruck umschreiben, so mag man es ein Empfinden nennen. Das Erwachen des Bewußtseins ist immer ein Empfinden; und das Spiegeln, nicht des Ich, sondern der Außenwelt, geht zwar im bewußten Ich vor sich, aber erst in der Empfindung steigert sich das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein. Wenn sich Einer in den Anblick eines Gemäldes, in die Melodie eines Tonstückes, in die Gedanken eines Anderen, dessen Buch er liest, vertieft, so vergißt er dabei sein Ich. Erst wenn ihn die Empfindung eines Mückenstiches, der Klang einer an ihn gerichteten Frage weckt und „zu sich bringt", weiß er, daß er es gewesen ist, der sich soeben vertieft, in dem sich ein Stück Außenwelt gespiegelt hat. Die psychischen Vorgänge verlaufen so gesetzmäßig, daß Herbart eine Mechanik des Verlaufes der Vorstellungen ersinnen konnte; trotzdem sind die Menschenichs ganz gesetzlose Racker, und zwar, seit es weder Teufel noch Kobolde mehr giebt, die einzigen uns bekannten im Universum (ein Räthsel, das weder Evas Apfelbiß noch Kants intelligible Freiheit zu lösen vermag); darum ist es doppelt seltsam, wenn Keyserling das Ich geradezu mit dem Gesetz identifizirt, statt nur zu zeigen, daß auch im Seelenleben, bis auf den Winkel, den das Ich als sein Allerheiligstes hütet, Gesetzmäßigkeit herrscht.

Vorhin sagte ich, die exakte Wissenschaft habe sich zwar auf das Formale zu beschränken, dürfe aber dem Geist, der doch nicht nur aus lauter exakter Wissenschaft besteht, nicht verbieten, ins sachliche Gebiet hinüberzugreifen. Der Mensch hat nun einmal, trotz allen Verboten, die Eugen Dühring und Andere erlassen, das metaphysische Bedürfniß, Wesenheiten zu denken und den endlichen Realitäten ein ens realissimum als ihre Ursache oder ihren Quell zu Grunde zu legen. Auch fühlt er, je weiter sein exaktes Wissen fortschreitet, desto dringender das Bedürfniß eines geordneten geistigen Horizontes, eines Weltbildes, das Bedürfniß, die Welt, die ihm die Wissenschaft erschlossen hat, vorstellbar zu machen. Dieses Bedürfniß befriedigt die ato-

mistische Hypothese in hohem Grade (die energetische Ostwalds gar nicht); zwar ist das einzelne Körper- oder Aetheratom, diese wiederspruchvolle $\sqrt{-1}$, nicht vorstellbar, wohl aber das große System schwingender Kraftpunkte; wobei, was Keyserling nicht zugeben wird, der Kraftbegriff eigentlich überflüssig wird, da sich die Kräfte als verschiedene Arten von Schwingungen dieser punktuellen Wesenheiten denken lassen. Soll nun die menschliche Seele, die einzige Realität, die uns unbedingt feststeht, in dieses System eingefügt werden, so kann man sie nur als leibnizische Monade denken. Lotze hat vor fünfzig, Ludwig Busse vor drei Jahren die leibnizische Hypothese nach den Forderungen der fortgeschrittenen Naturerkenntniß umgestaltet. In Busses vortrefflichem Werk „Geist und Körper, Seele und Leib" wird Keyserling, der ihn bis jetzt nicht zu kennen scheint, auch die Antwort auf die von ihm gestellte Frage finden, wie weit wohl das Gesetz der Erhaltung der Energie Geltung beanspruchen darf. Es gilt vorläufig, so lange es nicht durch neue Erfahrungen umgestoßen wird (die Schwierigkeiten, die die Radioaktivität bereitet, hofft man noch lösen zu können) als das Gesetz der Aequivalenz, als das Gesetz, daß bei der Umwandlung einer Energieform in die andere die Energiemenge nicht geändert wird; aber es ist nicht bewiesen als Gesetz der Konstanz, das besagt, die Energiemenge der Welt sei unveränderlich. Also wird kein Naturgesetz verletzt, wenn wir annehmen, daß die Energiemenge des Alls mit jeder neugeschaffenen Menschenseele einen (freilich recht unbedeutenden) Zuwachs erfährt.

Neisse. Karl Jentsch.

Fränzchen.*)

Fränzchen konnte nicht behalten, daß sie vier Jahre alt sei. Ein ganzes Jahr lang wünschte sie: „Ach, wüßte ich doch, wie alt ich bin!" Die Vier aber wollte nicht in ihren kleinen Kopf hineinspaziren. Vier! Vier! Vier! Hundertmal sagte es ihr der Vater vor. Eines Morgens endlich, als sie sich selbst leise fragte: „Fränzchen, wie alt bist Du?", konnte sie glücklich aufschreien: „Vier! Vier!" Gerade an dem Tage war aber wieder Fränzchens Geburtstag. Die Fünf verursachte keine Schwierigkeit.

Später kamen ihr manchmal ein paar Thränlein, wenn ihr einfiel, wie heiß und wie vergeblich ihr Kampf um diese „Vier" gewesen war. Allmählich entdeckte das Kind, daß sich zwar meist seine heißesten Wünsche erfüllten, daß aber stets sich irgend Etwas in der Ausführung verschob. Fränzchen begriff es nicht.

*) Die Skizze wird in dem Band „Kinder" bei Axel Juncker in Stuttgart erscheinen.

Zum siebenten Geburtstag richtete sich ihr ganzes Begehren auf einen kleinen Hund. Jedes andere Geschenk wollte sie gern entbehren. Nur noch davon schwärmte sie, wie sie ihr Hündchen ans Herz drücken werde.

„Fränzchen, überlege Dirs", rieth die Mutter; „kein Geschenk sonst?"

„Kein Geschenk sonst, Muttchen, gar keins", rief Fränzchen strahlend.

Auf Rasse gab man in Kolberg nichts. Das erwies Fränzchens Hund. Ein kleines, borstiges, kohlrabenschwarzes Ungethüm knurrte unter dem Geburtstagstisch, den diesmal nur Kranz und Lichte zierten. Aber Fränzchen jubelte.

Von Stunde zu Stunde sank dann langsam die Freude.

„Wiedu" (feierlich wurde das Hündchen sogleich am Geburtstage getauft) gab nichts auf Reinlichkeit und schien auch nichts auf Liebe zu geben. Redlich quälte sich Fränzchen, ihn für Beides zu gewinnen. Anfangs trug sie heldenhaft jede Strafe, die sie seinetwegen traf. Kein liebevolles Anbellen bei ihrem Anblick belohnte sie. Stets knurrte Wiedu seine Herrin schuldbewußt an.

Schon der achte Tag brachte die Entscheidung. Während Fränzchen in der Schule war, hatte „ihr Wunsch" Mamas „gute" Morgenschuhe angeknabbert, außerdem deutliche Spuren auf dem Sofa im Salon zurückgelassen „Hinaus!" entschied die Mutter. Wiedu wurde der gerade anwesenden Waschfrau geschenkt. Ganz im Geheimen athmete auch das Kind auf, als er aus dem Hause verschwand.

Ein Jahr später schwärmte Fränzchen (sie ging nun längst in die Schule) von einer Fußwanderung mit den Großen. Nichts Köstlicheres könne es geben als: „durch die Sonne über Felder und Wiesen in die Welt hinein zu gehen". An Müdigkeit, an Steine und Regen dachte Fränzchen dabei nie. Für diesen Wunsch sparte sie jeden Pfennig. Nachdem sie sich „geprüft", daß sie nicht zu klein und nicht zu schwach sei, nachdem sie Vater und Mutter durch zahllose Küsse gewonnen hatte, erfüllten sie ihr auch diese Bitte. Im Riesengebirge sollte sie mit guten Bekannten „durch die Sonne gehen, über Felder und Wiesen in die Welt hinein".

Acht Tage vor den Ferien schlief Fränzchen nicht mehr; so trat sie die Fahrt ein Bischen müde an. Von Hirschberg gings zu Fuß. Es war herrlich, herrlich! Nur drückte der Rucksack ein Wenig. Dieses Wenige aber verstärkte sich so, daß sie, als man in Schreiberhau anlangte, nur noch matten Blickes die Schönheit der Landschaft streifte; ihre kleinen Füße brannten längst so entsetzlich.

Am nächsten Morgen war Alles wieder gut. Doch schon während der zweiten Wanderstunde blieb Fränzchen immer ein Stückchen zurück. Wohl sah sie noch auf die Berge, auf den Himmel, auf Blumen und Bäume; die rechte Glückseligkeit war aber dahin. Obendrein fiel die Sonne förmlich über die kleine Wanderin her. Kein Scherz der Großen half, keine Angst vor Blamage: Fränzel gab den Kampf auf. Der Rucksack drückte, die Schuhe drückten und der Kopf brummte. So sah das „Glück" aus, „durch die Sonne über Felder und Wiesen, mitten in die Welt hineinzugehen . . ." Vierundzwanzig Stunden später saß die kleine Reisende wieder daheim. Sie war den Großen als Reiseanschluß zu hinderlich geworden.

Trotz diesen ersten Erfahrungen mußte Fränzchen sich immer irgend Etwas „furchtbar wünschen". Mit der Zeit drängte sich zwar leis bebend Furcht in dies Wünschen; Angst, daß Etwas wie „Aprilschicken" dabei sein könne. Wer aber ein Wunschherz mit auf die Erde gebracht, braucht viele, viele Jahre, bis er die Wirklichkeit erfaßt. Ganz begreifen solche Menschen, zu ihrem eigenen Glück, sie nie.

Nicht alle Wünsche Fränzchens kann ich hier aufzählen. Monate lang war ihr Höchstes: Sterben! „Der Vater muß so viele hungrige Mäulchen satt machen; wenn doch eins weniger wäre!“ Sie liebte die Eltern zärtlich. Jeden Abend betete sie, die Theuren möchten „von ihr erlöst werden“. Als dann das Fieber kam, der Kopfschmerz, als sie den Vater das Wort „Typhus“ sagen hörte, dachte sie aber nur an die Pflicht, „Alles zu befolgen, um gesund zu werden“.

Bald darauf erfüllte sich ihr Wunsch, eine Freundin zu besitzen. Ein Mädchen mit blonden Locken sollte es sein, in der Schule die Beste, Eine, die sich herzen und küssen ließe, der sie all ihre Geheimnisse anvertrauen, mit der besprechen könne, „was sie werden solle“. Wenn sie dieses Mädchen gefunden hatte, mußte die Erde zum Paradies werden. Oft träumte sie jetzt, daß irgendwo in einem fernen, fremden Lande die Menschen ganz, ganz anders sein müßten; daß dort im Winter Niemand friere; „irgendwo“ die Orgel immer töne wie sonntags in der Kirche; daß es stets wie Weihnacht sein könne oder wie Frühling und Ostern, — im fernen Land „Irgendwo“.

Die ersehnte Freundin wurde gefunden. Sie war zwar nur ein Junge und nicht blond und nicht die Beste in der Klasse; aber Fränzchens Herz klopfte, wenn sie mit dem Gefährten durch die Straßen schlenderte. „Das also ist Freundschaft“, dachte das Kind; und freute sich seines Besitzes. Alles beklemmend oder süß Geheimnißvolle der jungen Brust vertraute es dem Kameraden an, der sich wirklich von ihm herzen und küssen ließ, bis . . . eine andere Schülerin ihm besser gefiel. Fränzchen kämpfte um den Traum, der ihr zerrann. Freundschaft! Sollte sie nicht etwas Ewiges sein, etwas Köstliches ohne Ende?

An Sonn- und Feiertagen begann sie bald darauf, allein vor die Stadt zu pilgern. Sie hatte im Wandern immer die Vorstellung, auf dem Weg in das ferne Land „Irgendwo“ zu sein, in das Land, wo die Menschen ganz, ganz anders sein müßten. Heute kehre sie wohl noch um; einmal aber werde sie ganz bestimmt weiter schreiten. Im Sommer oder im Winter: wann immer; einerlei, ob über harte, helle Schneefelder oder in leuchtendem Sonnenschein. Hell würde es um sie dann sicher sein.

Dieses Land! Weit muß es sein; liegt vielleicht zwischen Bergen. Gewiß! Sicher zwischen hohen Felsriesen, die man sich vorstellt, auch wenn man sie nie gesehen hat. Und welcher blaue Himmel dort; und wie leuchten die Sterne! Das Schönste aber: die Menschen! Wie Die wohl ausschauen mögen!? Große, große Augen werden sie haben; Augen, in denen sich ganz Anderes spiegelt als in denen der Leute ihrer kleinen Stadt; etwas unsagbar Schönes muß es sein; ähnlich der Tiefe im blauen See drüben am Waldesrand. Und in diesem Lande des Glückes werde jeder Wunsch sich genau so erfüllen, wie er in bang seligen Stunden gehegt ward; nichts werde auch nur um ein Haar anders sein, als große und kleine Herzen es träumten; und nichts zu spät, nichts zu früh sich erfüllen.

Fränzchen lebte nur noch in der Sehnsucht nach ihrem Land. Manchmal drängte sich ihr zwar der Mangel alles Irdischen gewaltsam auf. Immer wieder war Alles in Wirklichlichkeit lange nicht so groß und so herrlich wie in ihren Wünschen. In jähem Erschrecken empfand sie manchmal, daß Etwas im Leben nie stimme. Das Land Irgendwo, in dem die Menschen ganz anders sein mußten, in dem es immer wie Sonntag klänge, mochte doch sehr, sehr fern sein.

Allmählich ergriff sie Angst vor ihren Wünschen. Erfüllten sie sich, so that es weh; und erfüllten sie sich nicht, so that es auch weh.

— —

An einem sonnigen Ostermorgen wanderte dies Menschenknöspchen in die junge Landschaft hinaus. Der Lenz hatte alle grauen Mauern verwandelt, sie mit hüpfenden Sonnenfünkchen bestreut. In der Seele der Dahinschreitenden stimmten Lust und Leid seltsame, neue Weisen an. Ist Das der Mai? jubelte das junge Herz. Aber weshalb denn diese Thränen, die da plötzlich in der Kehle stecken? Fränzchen konnte nicht wissen, wie Sehnsucht, die auf Berge tragen möchte, sich geberde; wie sie sich in einer Brust dehne, bevor sie dem Menschen Flügel verleiht.

An jenem Morgen klangen in Wahrheit Glocken, Osterglocken. Die Sonne aber achtete den Feiertag nicht; graue Wolken zogen plötzlich über die stille Himmelsfläche. Leise Schauer überrannen das Fränzchen. Sie sollte von heute an ja ein „großes Mädchen" sein. „Mit den Dummheiten aufhören, den Ernst des Lebens begreifen!" Das waren des Vaters Worte gewesen. Beben erfaßte sie. Warum? Hatte sie sich nicht hundertmal gewünscht, „groß" zu sein? Woher kam es, daß Fränzchen hier in der lautlosen Einsamkeit die Arme um ein schlankes Birkenstämmchen legte? Weshalb preßte sie ihr Wunschherz an die kahle Baumrinde, gerade in dieser Stunde, als ahne sie, daß sie nie nur einfach das Land Irgendwo betreten könne, in dem die Menschen ganz, ganz anders sein müßten, das ferne Land, in dem im Winter Niemand in dünnen Kleidern friert, die Orgel immer klingt, in dem es stets feierlich wie heute an diesem Sonntag ist? „Nirgendwo! Nirgendwo!" schien ein Vögelchen in der Ferne zu zwitschern.

Fränzchen ließ die Arme sinken und schaute suchend in die Weite. Die schweren Wolken hatten sich vertheilt und ein Stückchen glitzernden Blaus lachte vom Himmel; es leuchtete und lockte und trocknete ihr die Thränlein aus den Augen. Unverwandt blickte das „große Mädchen" aufwärts. Das „Nirgendwo" war in ihrer Seele langsam verklungen.

Süß duftete der Lenz. Fränzchen tauchte das Gesicht in den Fliederbusch, den sie an die Brust gesteckt hatte. Wie Liebkosung des Frühlings wars. Und eben in dieser Berührung entstand ein neuer Wunsch in ihrem jungen Herzen: das Land Irgendwo selbst schaffen zu helfen. In Sturmschritten lief nun das große Fränzchen weiter; so eilig, als könne sie schon in wenigen Augenblicken ihre kleinen Füße über die Schwelle des Gelobten Landes setzen.

Vorläufig trat sie nur in eine Dorfkirche am Weg. Glücklicher ist kein Beter an jenem Morgen gewesen. Zwischen zerarbeiteten Landleuten hatte sie sich bescheiden in einen Winkel gedrückt und hier stieg ihr Frühlingsglaube zum ersten Mal gen Himmel.

Wie sie es schaffen helfen könne: noch wußte sies nicht; noch verstand sies nicht; noch kannte sie nicht die Wege; nur Ahnung ward ihr gewährt, daß „Jeglichem gegeben, wie seine Werke sein werden".

So kams, daß es Frühling in Fränzchen blieb, daß, wer dem „großen" Mädchen tief in die dunklen Augen schaut, bis zum heutigen Tag noch den festen Glauben an Erdenlenz und Menschengüte darin liest.

Franziska Mann.

Fernand Khnopff.

I.

Die tote Stadt ruht in der Mondennacht,
Müd nickt das Gras vom hangenden Gemäuer;
Der Markt ist leer, der Brunnen plätschert sacht
Und schwarz vom Dache bleckt der Wasserspeier.

Die Kathedrale thürmt sich träumend auf
Und spiegelt sich im dunklen Wasser wider;
Das Schweigen kommt die Gassen dumpf herauf
Und läßt sich reglos Dir zu Füßen nieder . . .

Mit großen Augen schaust Du unverwandt
In blasse Nebel der Erinnerungen.
Die Krone gleitet aus der müden Hand
Und ist am Stein mit fremdem Laut zersprungen . . .

II.

Die schlanken Glieder regen sich nicht mehr,
Die Silberrüstung bebt mit leisem Klirren;
Nur in den Augen glüht es tief und schwer:
Daß alles Leben nur ein ziellos Irren.

Die Sonnenstrahlen, die Dich licht umsprüht,
Die Rosenpfade, die Dein Fuß durchmessen,
Die Küsse, die auf Deinem Mund geglüht —
Die starren Lippen haben sie vergessen.

Lebendger Stein: so stehst Du, weiß und hehr,
Zum letzten Mal den Sonnentag zu grüßen —
Und hebst Du leise auch die Hand zur Wehr,
Die Hoffnung schluchzt doch heiß zu Deinen Füßen.

Nur in Versen müßte man über Khnopff sprechen. Alle anderen Worte sind zu schwer, zu dumpf; ihnen fehlt der leise Mitklang, der von Vers zu Vers sich überträgt, der zwischen den Reihen weitertönt und die Seele des Lesers in Schwingungen versetzt. Wie gewisse Schönheiten nur stumm empfunden werden können, so scheut man sich, vor Khnopffs Bilder mit Worten zu treten, denen der weihevolle Schauer seiner Werke fehlt. Die Bilder haben trotz ihrer Starrheit ein inneres Leben, das auf jeden empfindenden Beschauer unmittelbar sich überträgt und in ihm eine Wirkung zurückläßt, der nichts vergleichbar ist. Khnopff gehört, wie Utamaro und Aubrey Beardsley, zu den Künstlern, deren Werk jedes andere, das man danach sieht, auch eins von ansehnlicher Kunsthöhe fast roh wirken läßt. Es sind Stücke für Violine

oder Cello, ganz leise, leise in der Abenddämmerung aus hohem, dunklem Gebüsch hervorklingend, Lieder, von einer tiefen Frauenstimme halblaut und doch mit vollem Ton in der sternenklaren nächtlichen Einsamkeit gesungen, Lieder, von denen die Klänge eines Orchesters, die Töne eines noch so herrlichen Tenors als barbarisch abstechen. Sie berühren durch alle Sinne hindurch eben die Seele, sie erwecken die geheimsten und tiefsten Wünsche, sie reden die Sprache der Sehnsucht, die weiß, daß es für sie keine Erfüllung giebt. Und wenn man ihnen antwortet, so möchte man die selbe verschleierte, leise schwingende Sprache sprechen. Was Utamaro mit seinem ganz einzigen Zusammenklang von blassen, müden Farben und kühnen Linien, die wie Melodien sich aus den Farbenakkorden erheben, erreicht, was Aubrey Beardsley mit dem oft süßen, oft schneidenden Gesang seines bis dahin unerhörten und sinnverwirrenden Zusammenspiels von Punkten und Linien bewirkt, die sich der Netzhaut wie mit dem Stichel eingraben und doch, immer wieder neu, an ihrem Zauber nichts verlieren: so athmen Khnopffs Bilder Stimmung der Seele, Worte, die schon verhallt sind, die vielleicht niemals gesprochen waren und sich doch wie mit weißen Flammen in das Herz des Sehenden einbrennen. Meist sind es Pastelle, weiß in weiß, oft nur ganz leise getönt, fast alle in einen bläulichen Schimmer getaucht, wie durch den leichten, verschwimmenden Rauch eines Weihrauchbeckens gesehen. Nichts Katholisirendes und doch aus der Feierlichkeit einer Kirchenstimmung geboren, die jedes Bild mit dem Zauber eines Mysteriums umhüllt. Fast immer sinds Frauengestalten von einem eigenthümlichen Typus: blasse, schmale Gesichter mit langem, vollen Kinn, ein Imperatorenprofil, aber zu einer Süße des Ausdruckes gemildert, wie man ihn manchmal in England findet. Unergründliche Augen, geschlossene Lippen; und Alle schweigen. Auf den Bildern anderer Künstler, der Primitiven, der kölner Meister, sind die Lippen auch stumm, aber sie sprechen eben nicht; bei den Köpfen der Praeraffaeliten sind sie stumm, aber mit den Gedanken nach innen gewandt; bei Khnopff ist das Schweigen bewußt, gewollt, ein sprechendes Schweigen. Und wie die weiße Farbe der Zusammenklang aller Farben ist, alle Farben in sich enthält, so, ahnt unser Gefühl, ist dieses Schweigen aus all den Worten entstanden, die gesprochen werden könnten, die aber müde an einander geworden sind in dem Bewußtsein, daß doch Jeder seine eigene Sprache redet, die kein Anderer versteht, und daß alle Worte nutzlos sind, wenn nicht die Seelen in ihrer lautlosen Sprache zu einander reden. Und reden Herzklopfen, Blicke, der Hauch der Lippen und der Druck der Hände nicht eine schönere, tiefere und besonders wahrere Sprache als alle Worte, die im Munde so Vieler fremd und unrein geworden sind? Aus Scheu vor der Fälschung, aus Furcht vor der Ansteckung sind die Lippen stumm; aber sie und die Augen athmen und glühen, beredter und leuchtender als alle Worte.

Auf einem seiner letzten Bilder, La lampe bleue, hält ein halbverschleierter Frauenkopf mit schmaler, beringter Hand ein flackerndes Kirchenlicht. Das Bild ist grau in grau; die einzigen entschiedenen Farbentöne sind der blaue Stiel des Leuchters und die blaßrothen Lippen. Das Ganze ist von breitem Mattgold umrahmt wie ein Heiligenschrein. Aber der Kopf in seiner herrlichen Geradlinigkeit, die ganz leise auf einander ruhenden Lippen, die unergründlich in die Weite starrenden Augen, die doch hin und wieder sich einen Herzschlag lang in die Seele des Beschauers zu senken scheinen, sie sprechen von einem gelebten und überwundenen Leben, von Leidenschaften, die geglüht, von Küssen, die sie geküßt, und von der ewigen Sehnsucht, in der Alles schweigend untergegangen ist, — Alles. Ein anderes Bild nennt der Künstler Souvenir Vénitien. Es ist der bekannte Palma-Kopf; aber wie verändert! Aus dem Wesen des späteren, nordischen Künstlers wiedergeboren. Das schwere goldblonde Haar der Venezianerin ist zu blasser Seide geworden, die den Kopf wie mit einem duftigen Heiligenschein umgiebt; das schwere Brokatgewand mit dem starren Mieder ist in zwei Farben, Rosa und Schwarz, aufgelöst, von noch zarterem Reiz als bei Velazquez; das Gesicht ist schmaler, mädchenhafter geworden, die Haut durchsichtiger und die Augen haben eine Märchentiefe erhalten, die den Blick nicht losläßt. Aus dem etwas robusten Cinquecento-Kopf Palmas ist ein primitiver geworden, wie aus der Jugendzeit Gianbellinis, aber erfüllt von der Seele des Fremden, wie eine aufleuchtende Erinnerung an das Venedig, das vielleicht nie war, von dem man aber träumt, wenn man vor dem Cyklus des Heiligen Georg von Carpaccio steht.

Khnopff konzentrirt sich so sehr auf den Ausdruck des Gesichtes, daß er den Körpern oft die Form einer Gliederpuppe giebt, um das Magische des Antlitzes noch mehr hervortreten zu lassen; sie gleichen dann Geschöpfen einer fremden Welt, Sirenen mit leblosen Puppenkörpern statt mit Vogelleibern und Krallen. Sie zerfleischen Den nicht, der sich ihnen ergiebt, aber sie töten durch das Grauen der Leblosigkeit. Sie haben keinen Körper und sollen keinen haben, denn die Sehnsucht, die der Künstler darstellen will, krankt am Leben oder hat es schon überwunden. Nahen darf ihr nur, wer die weiße mystische Schwelle überschritten hat. Auf einem großen Oelbild, Le secret, liegt der verhüllte Frauenkopf halb zurückgelehnt, und während die Augen groß und brennend vor sich hinstarren, hebt sich ein fast hölzerner, mit langem Handschuh bekleideter Arm und legt die Finger gebieterisch einer Männermaske auf die Lippen. In diesem Bild aber hat der Künstler etwas Neues gegeben. Schon auf früheren Bildern sah man im Hintergrunde die „tote Stadt" auftauchen, wie auf dem ausdrücklich so bezeichneten Bild, auf dem eine nackte Frau sich mit einem Arm aufstützt, mit dem anderen eine mittelalterliche erblindete Krone hält und mit seltsam verlorenem Blick auf sie herniederschaut:

Ist es Brügge, die Tote Stadt, in der Khnopff gelebt und die noch Keiner besucht hat, der nicht von dem unnennbaren Zauber dieser grünübersponnenen Vergangenheit berührt ward? Dort herrscht das selbe Schweigen wie auf diesen Frauengesichtern. Auch diese Stadt war einst von brausendem Leben erfüllt, auch sie hat alle Wonnen und Genüsse des Reichthumes und des Glanzes ausgekostet; und nun ist sie still geworden, ihre Mauern sind eingesunken und sie träumt nur noch von der alten Herrlichkeit. Lautlos gehen die Menschen dort an einander vorüber, ganze Gassen liegen tot und verlassen und nur der Dom Saint-Sauveur und der Beffroy ragen über die Dächer, wie mahnende Finger aus dem Grabe der Vergangenheit aufgereckt. Wie sein Freund Georges Rodenbach, liebt Khnopff Brügge und läßt, wie er, die Stadt reden. Auf dem Bilde Le secret ist einer der stillen Kanäle mit überschnittenen Pforten alter Paläste zu sehen. Die Pforten sind geschlossen und das Wasser fließt nicht. Das wirkt wie eine leise Orgelbegleitung zu der bildlichen Hauptdarstellung. Verse Rodenbachs lassen uns diese Stimmung ahnen:

Très défuntes sont les maisons patriciennes
Et très dorénavant closes dans du silence
Parmi les quartiers froids, en des villes anciennes,
Ou les pignons, pris d'une inerte somnolence,
Ne voient plus rien de grand, dans le soir diaphane,
Qui descende sur eux du soleil qui se fane;
Et, pour fleurir le deuil de ces vieilles demeures
Qui sont les tombeaux noirs des choses disparues,
Seul le carillon lent sème tous les quarts d'heures
Les lourdes fleurs de fer dans le vide des rues.

Khnopff ist auf diesem Weg weitergegangen. In einem anderen Bilde hat er uns eine Reihe solcher Häuser gemalt; und auf der vorjährigen münchener Ausstellung waren zwei Kircheninterieurs, die fast nur in Schwarz und Weiß die heilige Stille des Domes, die emporstrebenden Pfeiler und den weihevollen Schauer wiedergaben, der sich an diesen Stätten alter und doch immer neuer Andacht auf Jeden herabsenkt, wenn er der stillen Zwiesprache seiner Seele mit den verirrten fremden Stimmen lauscht, wie sie in seltenen Stunden aus der Höhe herniederrauschen. Vielleicht ists eine Antwort, vielleicht nur ein Echo . . .

Ob Khnopff ein Maler ist? Ich weiß es nicht. Daß er aber ein großer Künstler ist, weiß ich. Und weil man in Deutschland nur wenig von ihm hört, hielt ich es an der Zeit, von ihm zu sprechen.

Hamburg. Theodor Suse.

Chile.

Nach dem kalifornischen Erdbeben erzählte ich hier, wie, vor neunzig Jahren, Adalbert von Chamisso das Dorado sah. Jetzt hat die chilenische Erde gebebt; und ich blättere wieder für ein paar Minuten das Buch des Dichters auf, der als Neunjähriger dem Mutterboden der Champagne entführt worden, als Fünfzehnjähriger ins Pagencorps und bald danach in die Armee des Preußenkönigs getreten war und 1815 gerufen hatte: „Die Zeit hat kein Schwert für mich!" Daß er an Bord der Brigg „Rurik", die der Reichskanzler Graf Rumanzow zur Erforschung der Südsee und der Beringstraße aussandte, als „Titulargelehrter" ein Plätzchen fand, war dem Entwurzelten unter diesen Umständen doppelt angenehm. Ueber Chile hatte er den Abbate Molina, die Patres Ovalle und Alday, die Berichte von Laperouse und Vancouver gelesen. Am zwölften Februar 1816 sah er zum ersten Mal das Land. „Die Küste von Chile gewährte uns, als wir ihr nahten, um in die Bucht De la Concepcion einzulaufen, den Anblick eines niedrigen Landes. Die Halbinsel, die den äußeren Rand dieses schönen Wasserbehälters bildet, und der Rücken des Küstengebirges bieten dem Auge eine fast wagerechte Linie dar, die durch keine ausgezeichneten Gipfel unterbrochen wird, und nur die Brüste des Biobio erheben sich zwischen der Mündung des Flusses, nach dem sie heißen, und dem Hafen San Vincent als ein anmuthiges Hügelpaar. In der Bucht umringten uns die selben Säugethiere wie im offenen Meer; aber kein Segel, kein Fahrzeug verkündete, daß der Mensch Besitz von diesen Gewässern genommen. Wir bemerkten nur an den Ufern, zwischen Wäldern und Gebüschen, umzäunte Felder und Gehege; niedrige Hütten lagen unscheinbar am Strand und auf den Hügeln zerstreut. Das niedrige Gebirg der Küste verdeckt die Ansicht der Cordillera de los Andes, die sich in Chile mit ihrem Schnee und ihren Vulkanen, in einer Entfernung von mindestens vierzig Stunden vom Meer, hinter einer breiten und fruchtreichen Ebene erhebt. Die Natur hat auf dieser südlichen Grenze Chiles, des Italiens der Neuen Welt, die wild erzeugende Kraft nicht mehr, die uns in Santa Katharina mit Staunen erfüllte. Der Winter ist hier nicht ohne Frost und es ist nicht ohne Beispiel, daß Schnee im Thal fällt. Lärmende Papageien durchziehen die Luft; Kolibris verschiedener Arten umsummen die Blumen; ein Kibitz mit gespornten Flügeln erfüllt die Ebene mit gellendem Geschrei; am Strand suchen Geier Nahrung. Die Tracht der Frauen hat seit acht bis zehn Jahren unseren europäischen Moden Platz gemacht, nach deren neusten sich die Damen angelegentlich erkundigten. Die Männertracht zeigte uns den breitrandigen Strohhut und den araukanischen Poncho, eine viereckige, mit bänderähnlichen Verzierungen der Länge nach gestreifte wollene Decke, durch deren Mittelschlitz man den Kopf steckt. Bei der freien und anmuthigen Geselligkeit, die wir in Concepcion genossen, konnten wir uns nicht ernster und trüber Betrachtungen über die politische Krisis, worin dieser Theil der Welt begriffen ist, erwehren. Wer mitten in einem Bürgerkrieg nüchtern zwischen die Parteien hintritt, gewahrt auf beiden Seiten nur beim Haufen blinde, wilde Trunkenheit und Haß. Wir sahen nur die königliche Partei, die Mauren, wie, der Geschichte des Mutterlandes eingedenk, die Freigesinnten sie nennen. Von den Patrioten saßen viele in den Stadtgefängnissen, deren Raum durch eine Kirche erweitert worden, und wurden zum Bau des Kastells gebraucht, das erbaut wurde, die Stadt im Zaume zu halten. Andere waren nach der Insel Juan Fernandez abgeführt worden. Andere, unter ihnen viele Geistliche, hatten sich in Buenos Aires unter der Fahne des Vaterlandes gesammelt. Chile, das uns Molina als ein irdisches Paradies beschreibt, dessen fruchtbarer Boden jeder Kultur angeeignet ist,

dessen Reichthum an Gold und Silber, Korn, edlem Wein, Früchten, Produkten aller Arten, an Bauholz, an Rinder-, Schaf- und Pferdezucht überschwänglich ist, darbt in gefesselter Kindheit ohne Schiffahrt, Handel und Industrie. Der Schleichhandel der Amerikaner, deren Vermittler die Mönche sind, versieht es allein gegen gemünztes Geld, ohne daß es seine Produkte benutze, mit allen Bedürfnissen; und die selben Amerikaner treiben allein den Walfischfang auf seinen Küsten. Alle Völker Europas schauen dem Kampf der minderjährigen spanischen Besitzungen mit unverhohlenem Glückwunsch zu. Die Trennung vom Mutterland ist vorauszusehen, aber es ist zweifelhaft, wann weise, ruhige Entwickelung den Uebergang von der Unterdrückung zur freien Selbständigkeit besiegeln werde. Die Stadt Mocha ist regelmäßig und groß angelegt, die Häuser sind aber niedrig und weitläufig und nur nach den inneren Hofräumen mit Fenstern versehen. Die Bauart ist wohl auf häufige und starke Erdbeben, keineswegs aber auf Winterkälte eingerichtet. Man kennt weder Kamine noch Oefen. Aermere besitzen sogar keine Küchenherde und bereiten ihre Speisen im Freien oder unter der Vorhalle. Abends brennen auf den Straßen viele Feuer, an denen sich die Menschen wärmen, und wir waren Zeugen einer Feuersbrunst, die dadurch entstanden war und ein Haus in Asche verwandelte. Der Kreole ist immer nur zu Pferd. Der Aermste besitzt wenigstens ein Maulthier und der Knabe selbst reitet hinter den Eseln her, die er treibt. Die Wurfschlinge ist in allgemeinem Gebrauch. Ich erwähne eine Sitte, die, seltsam auf religiösen Begriffen begründet, unser Gefühl beleidigte. Wenn ein Kind nach empfangener Taufe stirbt, wird am Abend vor der Beerdigung die Leiche selbst wie ein Heiligenbild aufgeputzt und im erleuchteten Hausraum aufrecht über einer Art Altar ausgestellt, der mit brennenden Kerzen und Blumenkränzen prangt. Die Menge findet sich dann ein und man vergnügt sich die Nacht über mit weltlichem Gesang und Tanz. Einzelne Araukaner, die wir in Concepcion sahen, gehören den Aermeren ihres Volkes an, die sich den Spaniern als Tagelöhner verdingen, und konnten uns deshalb von der kriegerischen, wohlredenden, starken und reinen Nation kein wahres Bild geben, deren Freiheitsinn und gelehrte Kriegskunst ein unüberwindliches Bollwerk den Waffen erst der Inkas und dann der vernichtenden Eroberer der Neuen Welt entgegensetzten. Unerschöpflich, sagt Pater Alday, sind die Reichthümer Chiles; sein Boden ist der angemessenste für jedes der Erzeugnisse, die Europa bereichern, weil es an seinen äußersten Grenzen eine gleichmäßige Temperatur hat und weder die Gewitter kennt, die dem Seidenwurm feind sind, noch den Hagel, der die Früchte der Erde gefährdet. Kein reißendes Thier, das den Menschen bedrohen könnte, hält sich in seinen Gebirgen auf und kein einziges giftiges Gewürm kommt innerhalb seiner Grenzen vor. Ferdinand VII war Herr über Chile. In den Machthabern und dem Militär, mit denen wir natürlich zunächst in Berührung kamen, trat mir Koblenz von 1792 entgegen und das Buch meiner Kindheit lag offen und verständlich vor mir. Ich sah einen alten Offizier sich in der Begeisterung ungeheuchelter Loyalität vor dem Portrait des Königs anbetend auf die Erde niederwerfen und mit Thränen der Rührung die Füße des Bildes küssen. Was in diesem vor vielen anderen hieroglyphisch herausgehobenen Zug sich ausdrückt, die Selbstverleugnung und die Aufopferung des eigenen Selbst an eine Idee, sei diese auch nur ein Hirngespinnst, ist das Hohe und Schöne, was Zeiten politischer Parteiungen an den Menschen zeigen. Aber die Kehrseite ist im Triumph der Uebermuth, die Grausamkeit, die sich thierisch sättigende Rachsucht. Vae victis! Hiervon auch einen Zug. Ich sah bei dem Ball, den uns der Gouverneur gab, seinen Natürlichen Sohn, einen ungezogenen Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, Damen, die, in die Mantilla gehüllt, sich nach Landessitte als Zuschauerin-

nen eingefunden hatten, mit Füßen treten und anspeien, weil sie Patriotinnen seien; und was der Knabe that, war in der Ordnung. Den nicht ausgewanderten, deportirten oder eingekerkerten Patrioten oder Verdächtigen und deren Familien wurden, wie rechtlosen Unterdrückten, alle Lasten, Lieferungen, Transporte, Einquartirungen aufgebürdet. Da galt die Formel: Es sind Patrioten. Eine Anekdote soll Euch das Militär zeigen, von dem hier die Rede ist. Als der Kommandant von Talkaguano, ein Obristlieutenant, nach aufgehobener Tafel einmal Hand in Hand mit unserem Kapitän ausgehen wollte, traf es sich, daß der Schildergast die Schwelle der Thür, vor welcher er stehen sollte, zur Lagerstelle, den Mittagsschlaf zu halten, bequem gefunden hatte. Wir fragten uns nun gespannt: Was wird der Kommandant thun? Er trat an den behaglich Schlafenden heran, betrachtete ihn eine Weile lächelnd, schritt dann behutsam und leise über ihn weg und bot dem Kapitän die Hand, ihm auf die selbe Weise aus dem Hof in die Straße zu helfen, ohne daß der Kriegsmann in seiner Ruhe gestört werde. Als wir (um den chilenischen Freunden eine Gegenbewirthung zu bieten) einen Schuppen in eine Myrthenlaube umgeschaffen und zu einem Tanzsaal eingerichtet hatten, dessen Blumenpracht in Europa wohl Bewunderung erregt hätte, erregte die in Chile nie gesehene Pracht der Beleuchtung (mit Wachskerzen) die höchste Bewunderung. Cera de España: der Ausruf übertönte Alles. Und als wir Chile verließen, erbat sich der Gouverneur noch von unserem Kapitän, nebst einigem russischen Sohlenleder, zehn Pfund Wachslichte (cera de España, spanisches Wachs) zum Geschenk. Die von den unterrichtetsten unserer Gäste oft an uns gestellte Frage, aus welchem Hafen wir ausgelaufen seien, ob aus Moskau oder aus Petersburg, finde ich ganz natürlich; die, ob jene fliegende Figur den Kaiser Alexander vorstelle, ist schon um Vieles besser; aber die Krone verdient die, zu der eine schwarzbronzirte Büste des Grafen Rumanzow auf dem ‚Rurik' Veranlassung gab. Sie ist schon des Umstandes wegen aufzeichnenswerth, daß sie nicht nur in Chile, sondern auch noch in Kalifornien, und zwar mit den selben Worten, von einem dortigen Missionar gestellt wurde; die Frage nämlich: ‚Wie sieht er denn so schwarz aus? Ist Euer Graf Rumanzow denn ein Neger?'

Noch ein Sittenbildchen aus den Nachtstunden. Ich war spät mit dem Kapitän heimgekehrt, wir hatten uns Beide zur Ruhe gelegt und schliefen schon, als Musik unter unseren Fenstern sich hören ließ; eine Guitarre, Stimmen. Der Kapitän stand verdrießlich auf und suchte nach seinen Piastern, um die Ruhestörer befriedigt zu entfernen. Um Gottes willen, rief ich, der Sitte kundiger als er: Das ist ein Ständchen; es sind vielleicht die vornehmsten Ihrer Gäste! Aus dem Fenster spähend, erkannte ich unter vier jungen Damen, die ein junger Mann beschützte, die zwei Töchter des Kommandanten. Wir warfen uns in die Kleider. Bald brannte Licht. Wir nöthigten die Nachtwandlerinnen herein und es ward gespielt, gesungen und getanzt bis spät in die Nacht. Und was tanzten die Fräulein? O meine Freunde: kennt Ihr die Fricassee? Nein: Ihr kennt sie gewiß nicht. Dazu seid Ihr zu jung. Ich habe die Fricassee in den Jahren 1788 bis 90 zu Boncourt in der Champagne als einen volksthümlichen Charaktertanz von alten Leuten tanzen sehen, die sie in ihrer Jugend von anderen erlernt hatten. Zwei Kavaliere begegnen, begrüßen einander, sprechen mit, erhitzen sich und ziehen gegen einander, erstechen einander; und das Alles nach einer Melodie, die ich Euch noch vorsingen wollte, wenn ich überhaupt singen könnte. Diese Fricassee tanzten die Fräulein. Es fand sich am anderen Tage zum großen Schrecken des Kapitäns, daß die Chronometer, die wir über der Fricassee vergessen, von der erlittenen Erschütterung ihren Gang merklich verändert hatten. Mit den nächtlichen Schwärmerinnen war ich dann noch lange in den Straßen umhergeschweift; wir hatten kleine Neckereien verübt und an die Fenster der jungen Herren geklopft."

So sahs 1816 aus. Am fünften April 1818 erlöste die Schlacht am Maipu die Chilenen vom spanischen Joch. Erst 1844 aber wurde Chile von Spanien als unabhängige Republik anerkannt. Der Hader mit den Nachbarstaaten, mit Peru, Bolivia und der Argentinischen Republik, der spanisch-chilenische Krieg unter Perez, die gegen Balmaceda, den klugen Tyrannen, siegreiche Revolution, der verfrühte Versuch, die Goldwährung einzuführen: das Alles ist bekannt und auf jeder Eselsbrücke leicht zu finden. Das wirthschaftlich wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts war die ungeheure Steigerung des Chilesalpeterexportes. (Am achtundzwanzigsten April ist aus den Berichten des Dozenten Dr. Gottfried Zoepfl hier Einiges darüber veröffentlicht worden.) War zunächst die Eroberung des Salpeterrevieres. Diese Quelle nationalen Reichthumes war noch 1879, im Jahr des peruanisch-chilenischen Krieges, umstritten. In Helmolts „Weltgeschichte" fand ich die Sätze: „Als in den südlichen Bezirken nicht nur unerschöpfliche Lager von Salpeter und Natron, sondern auch reiche Silberminen entdeckt wurden, hoffte man, in diesen Einöden einen Ersatz für die dem Raubbau erlegenen Guanolager der Chincha-Inseln zu finden. Bolivia besaß hier zwar einen schmalen, bis zum Pazifischen Ozean reichenden Gebietsstreifen, der Peru und Chile von einander trennte, hatte ihn aber so wenig beachtet, daß es sowohl seine territorialen Ansprüche als seine Hoheitrechte halb und halb schon an Chile preisgegeben hatte, als der Werth dieses Besitzes erkannt war. Fast alle wirthschaftlichen Interessen waren in den Händen chilenischer und anderer fremder Unterthanen, die sich, zum Neide der eigentlichen Landesherren, hier bereicherten. Seit Langem insgeheim verbündet, begannen die Gegner Chiles die Feindsäligkeiten damit, daß Bolivia, den Verträgen zuwider, die chilenische Industrie in Atakama Anfang 1879 mit hohen Zöllen belastete und, als deren Zahlung verweigert wurde, alles chilenische Eigenthum konfiszirte. Aber Chile war auf den Kampf vorbereitet. Seine Truppen besetzten ohne ernstlichen Widerstand den streitigen Küstenstrich; und Bolivia hat während des ganzen Krieges kaum mehr versucht, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. So lange die peruanische Flotte noch erfolgreich den Chilenen die Herrschaft auf dem Meer streitig machte, kamen sie auch zu Land nicht über die Belagerung der südlichsten Küstenplätze hinaus. Nachdem aber der Huaskar, das größte und schnellste der peruanischen Schlachtschiffe, am achten Oktober 1879 genommen worden war, konnten die chilenischen Streitkräfte vereint schlagen und den Siegeszug antreten, der im Januar 1881 in Lima endete. Die Niederlage führte in Peru und in Bolivia zum Sturz des bestehenden Regimentes; und es dauerte lange Jahre, ehe die Beziehungen des Siegers zu dem Besiegten eine verfassungmäßige Billigung erhalten konnten. Diese bestätigte aber Chile in dem dauernden Besitz von Atakama und Tarapaca und überließ ihm einstweile Takna und Arika." Diese Provinzen sind noch heute von Chile okkupirt nördlichen Salpeterregion. Der Rohsalpeter (Caliche) wird auf einem Meilen umfassenden Gebiet gerade an der peruanischen Grenze, in der Provinzen Atakama und Tarnpaka, in reichlichsten Mengen gefunden. die Nachbarn hat den Chilenen also die Möglichkeit des Wohlstandes welche Summen sichs dabei handelt, zeigen zwei Ziffern. 1830 kamen v Südamerikas 8500 Tonnen Salpeter nach Europa; 1904 aus Chile Tonnen. In diesem Jahr 1904 zahlte die europäische Landwirthschaft nischen Salpetersyndikat 184 Millionen Mark. Und die für die Landwirt Nachricht, die in den Tagen nach dem Erdbeben eintraf, kam aus Iquiqu der Combinacion Salitrera, dem Salpetertrust, die Botschaft: „Salpeter stöße. Produktion nicht unterbrochen." Eine Weltindustrie, die bedroht s

n die Provinzen
und gehören zur
hundertzwanzig
1879 eroberten
rst der Sieg über
geschaffen. Um
on der Westküste
allein 1120000
allein dem chile-
hschaft wichtigste
und brachte von
region ohne Erd-
chien, ist gerettet.

Zukunft in Berlin.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenkranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der **Wein-Abteilung** in geschloss Räumen, Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Bier-Abteilung:** **Pilsner — Weihenstephan — Berliner Bockbrauerei.**
Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.
Hermann Otto, Hoflieferant.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für **Nervenkranke** u **Entziehungskuren**. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow.** J. 55.

Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ⊗ Fol. plast. Goldornamente

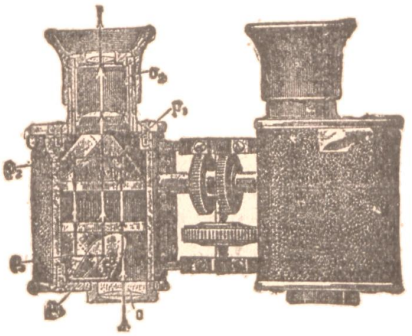
Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Hotel „Cecilie" Wiesbaden und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Goerz-Trieder-Binocles



Bis jetzt ca. 100 000 Stück geliefert.

Prismen-Fernrohre für Theater, Jagd, Reise, Sport, Militär und Marine. Unübertroffen an Bildschärfe. Viermal grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen.

Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische Anstalt **C. P. Goerz** Aktien-Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON NEW YORK PARIS

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, d. 24./8. 8 U. **Ein idealer Gatte.**
Sonnabend, den 25., Sonntag, den 26. und Montag, den 27./8. 8 Uhr.
Mimensiege. Diplomatie in d. Ehe. Das Trottoir roulant.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Komische Oper

Direktion: Hans Gregor.
Freitag, den 24./8. 8 Uhr.
Figaros Hochzeit.
Sonnab., den 25. u. Sonntag, den 26./8. 8 U
Hoffmanns Erzählungen
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: **Festsäle, Café u. Conditorei, gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.**
Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.
Täglich: Doppel-Concert.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:
Auf, in's Metropol!
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. Josephi. Massary. Giampietro. Steidl, Lilly Walter.

Walhalla-Varieté-Theater.

Weinbergsweg 19—20 Am Rosenthaler Thor.
Direktion: P. Saitmacher.
Eröffnung:
Sonnabend, den 1. September.

Passage-Theater.

Unter d. Linden 22. Anfang 8 Uhr.
Variété ersten Ranges.

Cabaret

Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm **Schlager auf Schlager.**

Lortzing-Theater.

In den Räumen d. vollständig renoviert. u. neu ausgestatteten früh. Belle-Alliance-Theaters.
Oper Direktion: **Max Garrison.** **Operette**
Eröffnung: Sonnabend, den 1. September 1906.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. **1855**
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer
E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62
Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Restaurant und Bar Riche
Unter den Linden 27.
*Dejeuners * Diners * Soupers*
Täglich Concert bis morgens 4 Uhr
Weinhandlungs u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Prg.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Schriftsteller!
Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Hannover
Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.
Steuerndieb (H). Operationslos!
Herrliche Lage. * Bewährte Methode. * Illustr. Prospekte.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz
Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.
Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Dr. Rumler'sche
Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480
für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschliesslich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Heilstätte für Herzkranke
Dr. med. Tillis. Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b.
Prospekte frei.

Als eine erste Bezugsquelle für die Beschaffung einer gediegenen, vornehmen, stilgerechten
Wohnungs-Einrichtung
empfiehlt sich die altrenommierte Firma
Societät Berl. Möbel-Tischler
Dekorationen und Teppiche
Sonderausstellung von Speisezimmern, Herrenzimmern, Salon und Schlafzimmern von 300 M an
Kopien antiker Möbel
Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Photogr. Apparate
neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.
Goerz Triëder Binocle,
Hensoldt's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.
Schoenfeld & Co. Inhaber Hermann Roscher,
BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Nervenschwäche der Männer.
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couver.
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70. t

Fussschweiss auch Hand- und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch
„Miotan"
(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmkt.

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!
Pallabona
Einzig dastehendes trockenes
Haarreinigungsmittel.
Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.
Preis pro Schachtel 2,50 Mk.
Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u. Friseurgeschäften oder direkt durch
Pallabona-Vertrieb, München 66.

Arthur Schurig
Rétif de la Bretonne.
Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen.
Mit 4 Illustr. M. 1.20.
Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21

Numerierte Privatdrucke 1906.
Die Religion des Buddha
u. ihre Entstehg. v. C. Fr. Koeppen. 2 Bde. 2 Aufl. 1021 Seit. 20 M., Hfzbde. 24 M.
Monumenta Nobilitatis ....
Bremisch-Verdischer Rittersaal
v. Lun. Mushard. Folio. 573 Seit. m. 121 Wappenabbildg. etc. Bremen 1706. 50 M. Pgt. 55 M.
Geschichte der Königl. Deutschen Legion
v. Beamish. 2 Bde. 1285 Seiten mit Plänen u. 18 Taf. kolor. Militärtrachten etc. 1832—37. 30 M. 2 Hfzbde 34 M.
Prospekte u. Verzeichnisse gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Habsburgerstr. 10.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.
Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 55. Bande der „Zukunft"
(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Vereinigung der Rechtsfreunde
für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.
Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.
Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.
Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incassi! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausla ..
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Ihre Sommerreise
sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Schockethal bei Cassel.
Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage, Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dirig. Arzt: Dr. Schaumlöffel.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900
500 M. Belohnung!
Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten
Schönheitshersteller Pohli
schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Frko. M. 4.— p. Nachnahme nur zu haben bei
Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin, Hohenstaufenstr. 69

Die
Heizung
der
Zukunft.
Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.
Keine Bedienung erfordernd!
Von Autoritäten als die gesundeste Heizung anerkannt.
Elektrische Kryptol-Patronen-Oefen
Kryptol, G. m. b. H., Bremen.
Verlangen Sie Preisliste 110.

Eheschliessungen in England.
Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag: Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

„Sanatorium Zackental"
Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)
für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.
Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.
Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romantische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.

Ah, das ist ein Genuss!

Keine Ausstattung, nur Qualität!

Bild mit Text gesetzlich geschützt

SALEM ALEIKUM-CIGARETTEN.

Zu haben in den Cigarren-Geschäften

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad HERINGSDORF

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS"

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof", Berlin).

Regelmässige Schnell- u. Postdampfer-Verbindungen von

BREMEN nach

AMERIKA

New-York über Southampton-Cherbourg LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika: Brasilien-La Plata

Mittelmeer. Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospecte werden auch von sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.